

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 33. Monatlich erscheinen vier Nummern. Berlin, 1. September 1859. Preis: Vierteljährlich 20 Silberg. XIV. Band.

Ein Königssohn oder der letzte Stuart.

Von J. F. Smith.
(Fortsetzung.)

40. Capitel.

Der unter dem Commando des Majors Hervey stehende Soldatentrupp war zu zahlreich, als daß den Hochländern, im Fall des Widerstandes, die geringste Aussicht auf Sieg blieb, daher beschloßen sie, nur im äußersten Nothfalle zu den Waffen zu greifen.

„Wer seid Ihr?“ fragte Major Hervey, zu dem Anführer der Hochländer sich wendend.

„Reisende, Sir, ehrliche Reisende, die die Richte ihres Chefs zu ihren Verwandten nach der Insel Skye begleiten; wie Ihr an unserm Tartan seht, vom Argyle Clan,“ fügte er hinzu, nicht zweifelnd, daß der Name des mächtigen Chefs ein Schutz gegen böswillige Angriffe sein werde.

„Wo ist Eure Dame?“

„In der Stube.“

„Allein?“ fragte der Officier.

„Allein!“ wiederholte der Hochländer. „Ihr habt eine schöne Idee von einer schottischen Dame, Euch einzubilden, eine Lady von so hohem Range würde allein in der Gegend herumreisen, oder allein in einer Schenke schlafen. — Ihre Kammerfrau ist bei ihr.“

Hervey's Flügel wurden bedeutend länger bei dieser Aus-

einandersehung; denn in der That war es höchst unwahrscheinlich, daß eine Dame von Alicens Range die Nacht in derselben Stube mit einem Mann, der nicht ihr Gatte, zu bringen werde.

„Ich muß sie sehen!“ rief er.

„Gut, thut nach Eurem Belieben!“ sprach der Anführer ruhig. „Wir reisen mit einem Paß vom General Guest, und das sollte, dünkt mich, Sicherheit genug sein. Indessen, wenn die Dame nichts dagegen hat, ich bin's zufrieden.“

Mit diesen Worten klopfte der brave Hochländer an die Thür der Stube, auf welches Geräusch die vom Schlaf aufgeschreckte Alice fragte, wer da sei.

„Ein englischer Officier, der Eure Ladyschaft sehen will.“

In wenigen Minuten ward der Major eingelassen. Er fand die beiden Personen, die er suchte; die eine auf dem Bett, die andere im Gemach umhergehend mit zornigen Aus-
rufungen über die unwillkommene Störung.

„Mit welchem Rechte,“ fragte Alice mit Würde, „wird meine Nachtruhe gestört? Wenn nicht mein Rang, so sollte wenigstens mein Geschlecht mich gegen eine solche Beleidigung schützen.“

„Rang — Geschlecht!“ rief die Lautenspielerin, zwischen das Bett und den Major tretend. „Wann hätten die sächsischen Grobians je danach gefragt, wo es was zu plündern gab? Seht einmal — gewiß einer der braven Burschen, die mit Goye flohen? Ja, ja, zieht nur die Stirn kraus,“ fuhr sie höhnisch fort, „ich fürchte mich nicht vor Euch — und Ihr —“

sprach sie zu den Hochländern gewandt, „Ihr seid mir schöne Burschen, daß Ihr den Schlaf der Lady und meinen so eigenmächtig unterbrechen laßt. Aber Se. Gnaden soll's schon erfahren.“

Hervey war verlegen. Es konnte kein Zweifel sein, die Kammerfrau war wirklich ein Weib. Die große Zungenfertigkeit und Bereitschaft zu Schimpfreden versicherte ihn zur Genüge über diesen Punkt.

„Ist dies Ihre Kammerfrau?“ fragte der Major ehrerbietig, zu Alicen sich wendend.

„Sie sehen, ich habe keine andere.“

„Für wessen Kammerfrau haltet Ihr mich denn, wenn nicht für My Lebbies? Denkt Ihr, ich bin hier, um der alten Janet die Schürzen zu waschen, oder Menschen von Euerm Gelichter aufzuwarten?“

Der Major, jetzt vollkommen überzeugt, daß General Guest sich in seiner Vermuthung geirrt, strebte nun einzig danach, fortzukommen, ohne sich oder seinen Commandeur zu compromittiren.

„Madame,“ sprach er, „es sind jetzt nicht die Zeiten, wo ein Mann den Wünschen seines Herzens folgen und Ihrem Geschlecht die Aufmerksamkeit erzeigen kann, die sein Gefühl erbeischt. Ich höre, Sie haben einen Paß vom General Guest.“

„Zeign' Sie ihn nicht — My Lebbie, zeigen Sie ihn nicht!“ rief das Weib, aus Alicens Verwirrung schließend, daß nicht Alles in Ordnung sei.

Karl Eduard hatte nämlich den Paß an sich genommen, und in der Eile vergessen, ihn ihr zurückzugeben.

„Ich muß ihn irgendwo bei mir haben,“ stammelte Alice, in ihrem Gewande danach suchend.

„Ich muß ihn sehen,“ sprach der Officier fest, doch ehrerbietig — „ehe ich Ihnen die Weiterreise gestatten darf.“

Alice befand sich in der größten Aufregung. Sie wußte nicht, was sie thun, was sie sagen sollte. Die Lautenspiele-



rin war gleichfalls am Ende ihrer Hilfsmittel, als sie plötzlich einen Finger an ihrem Fuß fühlte. Sie stürzte, versuchte mit dem Fuß auf einen vorgeschobenen Gegenstand, ein Papier, zu treten, blickte jedoch nicht sogleich danach, um dem Prinzen Zeit zu lassen zum Hinwegziehen der Hand. „Wo kann der Paß nur sein?“ rief Alice verzweifelt.

„Hierherum beim Bett muß er doch sein,“ antwortete die Lautenspielerin. — „O, über die Sachen! Ich wollt' ich hätte nur noch ein Duzend mehr von unserm Clan hier, da wollten wir ihnen schon zeigen, My Leddie, was es heißt, das Blut der Argyle beleidigen.“

„Den Paß!“ sprach Hervey ungeduldig. „So wahr ich lebe, hier ist er!“ rief das Weib, welches, auf dem Boden umherfuchend, das Papier gefast hatte, und es in des Officiers Hände legte. Sie hielt die Lampe, während er las, oder zu lesen schien, denn sein Auge war scharf auf die Dienerin gerichtet.

„Ein Irrthum ist unmöglich!“ dachte er bei sich, „es ist ein Weib.“ „Was Teufel glockt mich der Bursch denn so an?“ rief sie, „denk er, ich bin eine Here oder so etwas, daß er mich so anstarrt! Gott bewahre, sollte man doch glauben, Ihr hättet in Euerm Leben noch kein Christenweib gesehen!“

„Es ist ein Weib!“ sprach Hervey halb laut für sich. Alice zitterte bei den Worten, denn sie ersah daraus, daß man den Prinzen in seiner Verkleidung, wenn auch nicht erkannt, doch vermuthet habe. „Nun? was soll man denn sein?“ entgegnete Alicens selbstverblüdete. — „Ihr müßt wahrhaftig noch kein Weib gesehen haben, daß Ihr so viel Aufsehens macht!“

Der Major war zwar Soldat, doch nicht minder Gentleman; vollkommen überzeugt, daß der General sich geirrt habe und er und seine Soldaten zum April geschickt seien, entschuldigte er sich höflich wegen seines Eindringens und verließ die Schenke mit seinen Leuten. Als der letzte Klang der Pferdehufe verhallt war, froch Karl Eduard aus seinem Versteck hervor.

„Großmüthiges Weib! wie soll ich Euch danken!“ rief er der Fremden zu. „Nicht doch,“ erwiderte sie. „Ich that nur, was meine Vorfahren auch gethan hätten.“

Alice horchte hoch auf. Vom ersten Augenblick an, da die Fremde das Gemach betrat, schien es ihr, als habe sie dieselbe schon gesehen, ihre Stimme schon gehört, doch wann und wo, konnte sie in ihrer Aufregung nicht enträthseln. „Wer seid Ihr?“ fragte sie.

„Eine, die die Familie Arran kränkte und von ihr gekränkt wurde — aber nicht von Euch — nicht von Euch. Ist es möglich —“ fügte sie, ihr Gesicht mit der Lampe beleuchtend, hinzu — „daß Ihr mich vergessen habt?“

„Madge!“ „Ja, Madge, die unglückliche, reuevolle Madge!“ rief sie, am Bett auf ihre Knie sinkend. „Schmäht mich nicht, fürchtet mich nicht! Er, für den ich sündigte, hat mich gepeinigt, wie einen Hund — wie einen Hund!“ schrie sie auf im Schmerz der Erinnerung. „Ich lebe nur noch der Madge!“

„Der Himmel vergehe Euch!“ sprach das sanfte Mädchen. „Ihr habt mir viel Herzleid bereitet, doch der Himmel vergehe Euch, wie ich Euch vergebe.“

„Wo ist die Gräfin Arran?“ fragte Campbell's früher so bereitwilliges Werkzeug. „In Coiburg, auf dem Wege nach England.“

„Ich muß sie sehen! O, nehmt mich mit. Ich habe ihr eine Geschichte zu erzählen, welche ihr das Mittel an die Hand giebt, die Mitter zu zermalmen, die Euer Leben vergiften wollte, die nach Eurer Hand griff, um durch sie zu dem Reichthum der Gräfin zu kommen. Wenn Ihr nicht zum Opfer fallen, oder was schlimmer ist, Campbell's Weib werden wollt, so nehmt mich mit.“

Die Bitte der Unglücklichen war so dringend und ernst, daß eine Weigerung kaum möglich war, und Alice gehobte überdies nicht zu denen, welche dem Flehen der Bereuenden widerstehen konnte. Es ward also beschlossen, daß Madge Alice und den Prinzen auf der Reise begleiten, und nach der Trennung des Letztern von seiner Beschützerin mit dieser nach England reisen solle.

Zu sehr früher Stunde brach die Gesellschaft auf; von Zeit zu Zeit begegneten den Reisenden zwar Trupps königlicher Soldaten, welche in den Hochlanden schottischen Flüchtlingen nachsahen, doch der Paß des Generals Guesy und die scharfsinnigen Antworten der alten Madge, welche ihren Posten als Kammerfrau beibehielt, ließen keinen fernern Argwohn aufkommen.

Nach Verlauf von acht Tagen kamen sie wohlbehalten auf der Insel Elye an, wo Karl Eduard Freunde fand und ein sicheres Obdach im Hause eines ihm ergebenen Geseß. Nach kurzer Rube schiffte Alice mit Madge sich ein auf einem Schiff, das der Herzog von Argyle sogleich bei seiner Ankunft in Leith von dort abgesandt; mit schwerem Herzen trat sie die Reise nach England an.

Das Opfer, welches Alice gebracht, war in der That kein geringes. Zu einer Zeit, als ihr Herz unter harten, sie so nahe betreffenden Schicksalschlägen litt, hatte sie ihr eigenes Leid zurückgedrängt, um einen Mann zu retten, dessen Unglück auch ihrer Familie, ihrem Geliebten Gefahr gebracht. Aber dieser Mann war ja der letzte des königlichen Geschlechts, das jedem Schottenherzen so theuer ist. Ihre Vorfahren hatten an der Seite der Feinde gekämpft, und in der Tiefe ihrer Betrübniß fand sie Trost, wenn sie bedachte, daß durch ihren Muth ein Prinz des Hauses Stuart gerettet sei.

„Leben Sie wohl!“ sprach Karl Eduard, Alicens Hand küßend, nachdem er sie zum Strand geführt. „An Allem, mir nicht an Dank, bin ich ein Bettler. Aber so lange mein Herz schlägt und Erinnerung in meiner Seele Raum findet, wird der Gedanke an Ihre Großmuth den Unglücklichen begleiten.“

„Genug, Prinz, genug!“ sprach Alice mit tiefer Nührung. „Erinnern Sie meine Freunde an mich,“ fuhr er fort, „sagen Sie ihnen, daß meine Gedanken bei ihnen sind, daß ich für ihr Wohl bete. Ich bin fest überzeugt, daß Argyle alles Mögliche für ihre Sicherheit thun wird. Sollte ich so glücklich sein, Paris zu erreichen, so will ich den wortbrüchigen Louis bitten, eigenhändig an den Kurfürsten von Hannover zu schreiben und ihn zu ermahnen, er möge beim Siege die Gnade nicht vergessen. Er kann ihm ein so bescheidenes Gesuch nicht abschlagen.“

„Leben Sie wohl, Prinz,“ sprach Alice. „Wenn das

Schicksal nicht will, daß Sie den Thron Ihrer Väter bestiegen sollen, so hat es Ihnen doch eine Gnade erzeigt.“

„Welche?“ fragte Karl. „Es gab Ihnen Gelegenheit zu beweisen, daß Sie dessen würdig sind. Leben Sie wohl!“

Hiermit trennten sie sich; Alice kehrte zurück nach England, und Karl Eduard, welcher wieder männliche Kleidung angelegt, beschloß, sich auf dem Festland zu verbergen, denn auf der Insel waren bereits Gerüchte über seine Anwesenheit in Umlauf. Er wandte sich daher nach Invernesshire, doch auch dieses Unternehmen war nicht frei von Gefahren und Abenteuern, und mehr als einmal verdankte er seine Rettung nur der Treue eines armen Landmannes oder eines Hirten von den Bergen.

Des Prinzen Hoffnung ging noch immer dahin, ein französisches Schiff werde an die Westküste von Invernesshire kommen, da er wußte, daß Colonel Warren zu diesem Zweck rüfte. Indessen konnten mancherlei Zufälle das Gelingen dieses Unternehmens vereiteln und so wurden noch andere Pläne vorbereitet, die Flucht des Prinzen von Schottland zu ermöglichen.

John Cameron ward von seinem Bruder nach Coiburg gesendet, um dort ein Schiff zu mieten, das einem gewissen Punkt der Küste sich nähern und dort in Bereitschaft liegen solle, bis die Flüchtlinge Gelegenheit zur Abfahrt fänden. Das Schiff ward in der That angeschafft und fand sich an der bezeichneten Stelle ein, doch als Mr. Cameron an den Ort kam, wo er den Prinzen und die anderen schottischen Flüchtlinge, welche mit nach Frankreich zu gehen wünschten, zu finden hoffte, war keine Spur von ihnen mehr zu erblicken. Sie hatten sich, durch Nachstellungen bedrängt, abermals zurückziehen müssen, und John Roy Stuart, einer von des Prinzen Anhängern, wandte sich der Küste zu, um, wo möglich, dort ein Schiff zu mieten. Für den Fall, daß alle Pläne scheiterten und der Prinz genöthigt sei, den Winter über in den Hochlanden zu bleiben, kaufte ein Freund desselben, Cluny, eine unterirdische, gegen die Strenge der Jahreszeit wohlverwahrte Wohnung. Alle Vorsichtsmaßregeln erwiesen sich jedoch glücklicherweise unnütz, denn Colonel Warren langte mit zwei französischen Schiffen, l'Heureux und la princesse de Conti an der schottischen Küste an. Dem Colonel war, falls er den Prinzen Karl Eduard zurückbrächte nach Frankreich, von dessen Vater, dem alten Chevalier, Baronetsrang versprochen worden. Von St. Malo Ende August abgehend, langte er am 6. September in Lochnanang an. Nächsten Tages stiegen vier Herren, unter ihnen Capitain Sheridan und Mr. DeBeirne, Lieutenant in französischen Diensten, ans Land, um den Prinzen zu suchen, und wurden von Macdonald von Glenanadale empfangen, der in jener Gegend sich aufhielt, um den Prinzen von der gehofften Ankunft der französischen Schiffe in Kenntniß zu setzen. Als Glenanadale an den Ort kam, wo er Cameron von Clunes, welcher die Mittelsperson sein sollte, zu finden glaubte, war dieser fort. — Niemand wußte wo; er war geflüchtet vor den Soldaten, welche sein Haus zerstört. Glenanadale befand sich nun in verzweifelter Lage, da er selbst des Prinzen Aufenthalt nicht kannte, und fürchtete, die Schiffe würden vielleicht, wenn er nicht zu rechter Zeit sich in Lochnanang einfände, ohne ihn absegeln müssen. Rathlos wanderte Glenanadale umher, da traf er zufällig eine alte Frau, die den Ort kannte, wohin Clunes sich zurückgehe, und so gelangte denn auf vielen Umwegen die Nachricht von der Ankunft der französischen Schiffe an den Prinzen. Er fand sich eben in Mischitra, als ihm gesagt ward, daß John Roy Stuart und ein gewisser Breakachie auf die Hütte zukämen, hüllte sich dicht in seinen Plaid und legte sich am Boden nieder, um John Roy um so mehr zu überraschen. Als die beiden Männer eintraten, küßte der Prinz den Plaid, und schaute seinen Treuen in die Augen.

„Gott, mein Herr!“ rief John Roy, und sank, von der Freude des endlichen Wiederfindens überwältigt, bewußtlos nieder.

Breakachie brachte dem Prinzen drei Flinten mit, eine mit Gold, die anderen mit Silber ausgelegt — diese Flinten gehörten dem Prinzen selbst, und er war außer sich vor Freude, sie wieder zu sehen.

„Ist es nicht merkwürdig,“ rief er, „daß meine Feinde mir auch nicht einen Heller Geld, nicht ein Stück meiner Kleidung, keine meiner Waffen genommen haben!“

Karl Eduard machte sich sogleich auf und gelangte, von der Fürsorge seiner Freunde unterstützt, zwar nach mancherlei Mühen und Entbehrungen, doch wohlbehalten an die Küste, wo die französischen Schiffe lagen. Dort wartete er einige Tage, weil viele Edelleute und andere in dem Aufstand theilgenommene Schotten mit nach Frankreich zu flüchten beschloßen und sich hier an der Küste vereinigen wollten. Am 20. September endlich ging der Prinz an Bord des „Heureux“, begleitet von Lochiel, Lochgarry, John Roy Stuart und Doctor Cameron; überhaupt gingen noch ungefähr 23 Edelleute, und mehr als hundert Schotten niedern Ranges mit nach Frankreich auf den zwei Schiffen, über deren vorzügliche Einrichtung der Prinz noch vom Bord des „Heureux“ aus an seinen Freund Cluny schrieb. Geschichtsschreiber erzählen, daß die flüchtigen Schotten, da sie den heimathlichen Strand verließen, weinten, obgleich sie den Zurückbleibenden versprochen, bald mit zahlreichen und unüberwindlichen Hilfstruppen wiederzukehren.

Des Prinzen Wanderungen waren hiermit beendet. Als ein Flüchtling war er umhergeirrt zwischen den Bergen und Seen des wälschen Hochlandes, oft in augenscheinlicher Gefahr, ergriffen zu werden, und dennoch war er stets den Nachstellungen entgangen, während seine Freunde und Anhänger oft unmittelbar nach seiner glücklichen Entweichung in die Hände des Feindes fielen.

Der Leser kann dieser Erzählung nicht bisher gefolgt sein, ohne von der Treue des schottischen Volkes zu ihrem angestammten Fürstenjohn gerührt zu werden. Unzählige hochländische Edelleute legten Leben und Freiheit aufs Spiel für ihn, und Hunderte der Aermsten wußten um das Geheimniß seines Aufenthalts in den Bergen, ohne es zu verrathen, obgleich der Preis von 30.000 Pfund sie reich gemacht hätte. Dieser große Preis in einem so armen Lande wie Schottland war also vergebens ausgesetzt, und nur zwei Versuche, ihn seinen Feinden auszuliefern, waren aufzuweisen. Dem Prinzen wird von allen, die ihm nahe standen, edle Ausdauer in Gefahren zugesprochen, zugleich ein hoher Grad von Muth und eine Heiterkeit, welche keinem Glend wich.

Freilich war diese Heiterkeit oft eine gezwungene, namentlich da, wo er für nöthig hielt, die Truppen durch seinen Muth aufrecht zu erhalten. So viel ist gewiß, daß das Benehmen des Prinzen stets ein edles und würdiges war, welche Schatten auch später seinen Charakter verdunkeln mochten; denn keiner von den Vielen, die für ihn gekämpft, bereute, es gethan zu haben. Jeder hätte noch einmal gern sein Leben für ihn aufs Spiel gesetzt, und lange noch, lange dachten die treuen Schotten an „ihren Prinzen Charlie“. Ein so heißes Gefühl der Anhänglichkeit wogte in diesen treuen einfachen Herzen für den Sohn ihres Königs Hauses, daß sogar Mutterliebe, das stärkste aller irdischen Gefühle, vor jenem matt erschien.

Alicens Ungebild schien die Zeit, ehe sie London erreichte, eine Ewigkeit, obgleich Wind und Wetter ihr günstig war. Als das Schiff langsam die Themse hinaufsegelte, stieß ein kleiner Schooner von Gravesend ab und fuhr auf ihr Schiff zu. Im nächsten Augenblick lag Alice in den Armen ihrer Schwester und ihrer Tante.

„Allan? Allan?“ waren die einzigen Worte, die sie auszusprechen vermochte. Befindet sich so wohl, als ein Gefangener sich befinden kann,“ erwiderte Constance. „Seinem Versprechen gemäß hat der großmüthige Herzog von Argyll ihn und Crawford als Gefangene in den Tower gebracht.“

„In den Tower?“ fragte Alice traurig. „O, dieser Name ist von übler Vorbedeutung.“

„Würdest Du's wohl glauben?“ sprach die Gräfin — „bei unserer Ankunft war keine Rede von einem Verhör meines Bruders zu seiner und meiner Vertheidigung; die Sachen sahen hier ganz anders aus. Der Minister ist mein Freund, und selbst der Kurfürst — der König, wollte ich sagen, obgleich von dem Schlächter, seinem Sohn, gegen Argyle eingenommen, muß doch zugeben, daß er dem Staat gute Dienste geleistet.“

„Aber Allan — Crawford — habt Ihr sie gesehen?“ „Täglich.“ „Spricht er von mir?“

Von nichts Anderm. Zuerst schien er tief bekümmert über Deine Abwesenheit; doch als die Tante ihm die Ursache ins Gedächtniß rief, gestand er, daß Du durch diesen Beweis der Ergebenheit für die Sache der Stuart ihm noch theurer geworden.“

„Das ist als ächter Schotte gedacht!“ rief Madge. Die Gräfin stuzte beim Klang der fremden Stimme; sie hatte die neue Begleiterin Alicens beim Eintritt in die Casüte nicht bemerkt.

„Wer sprach da?“ fragte sie. „Eine, Lady von Arran,“ antwortete Madge, „die Ihr einst kanntet und bitter tabeltet. Damals war ich ein glückliches, leichtsinniges Mädchen, jetzt bin ich ein armes Weib mit zerknirschem, gebrochenem Herzen!“

„Madge!“ rief die Gräfin, mit dem Ton und Blick des Abscheus, sie erkennend. „Ja, Madge, die Geliebte Eures Bruders,“ fuhr das Weib fort. „Jetzt aber bin ich eine Ausgeflossene, ich ward verlassen von dem Mann, den ich liebte, gereicht wie ein Hund von dem Knaben, den ich erzog, für den ich sündigte.“

„Ihr meint meinen Neffen Alid Campbell?“ bemerkte die Gräfin mit einem Schauer. „Alid Campbell,“ wiederholte das Weib langsam, „doch nicht Euer Neffe, obgleich er den Namen trägt.“

„Nicht mein Neffe?“ rief die Gräfin — „beweist das, und ich will es Euch mit der Hälfte meines Vermögens lohnen. Nicht meines Bruders Sohn? O, welche Last siele dann von meinem Herzen!“

Die alte Dame konnte nicht weiter sprechen vor Erregung, denn der Tod ihres vermeintlichen Neffen, obgleich sie denselben vor dem Gemach Robert's des Starken gemarrt, lastete dennoch wie ein Verbrechen auf ihrer Seele.

„Wäre es Euch glücklich oder elend machen, ich wiederhole, daß Alid Campbell nicht Euer Neffe ist.“ „Erkärt Euch deutlicher —“ hauchte die Gräfin. „Ihr erinnert Euch,“ fuhr Madge fort, „daß ich bald nach Eures Bruders Vermählung mit dem bleichen Sachsenmädchen, das seine Verwandten ihn zu heirathen zwangen, einem gewissen Thirkhain, einem Pächter, meine Hand gab, der, zufrieden mit der Mitgift, sich wenig kümmerte, woher sie kam.“

„Ich erinnere mich.“ „Ich ward Mutter und hörte, daß zu gleicher Zeit auch Eures Bruders Weib ihrem Gatten ein Erben geschenkt. Die dritte Nacht nach der Geburt meines Sohnes, als mein Mann gerade abwesend war bei seinen Heerden, kam Euer Bruder in unser Haus. Er sagte mir, daß sein Weib und deren neugeborenes Kind nicht mehr seien, und daß, wenn sie ohne Erben stürbe, ihre Verwandten das Vermögen zurückfordern würden, das seine Gattin ihm zugebracht; kurz, er beschwor mich, meinen gesunden Knaben ihm an Stelle seines todt zu überlassen.“

„Und Ihr williget ein?“ „Ich that es. Der Erbe der Campbells ward begraben wie ein Bauerknind, und ich kam als Amme meines eigenen Kindes aus Schloß Eures Bruders. Da lerntet Ihr mich kennen, und tadeltet und verachtetet mich. Ich sah meinen Knaben aufwachsen zum Mann, ich liebte ihn, ich wachte über ihn, ich betete ihn an, ich war seine Schlamme, und er lohnte mich — wie einen Hund, mit der Peitsche — mit der Peitsche, schlug den Schooß, der ihn getragen!“

„Er wußte vielleicht nicht, daß Ihr seine Mutter seid?“ „Nein! Er hätte mich gemordet, um das Geheimniß sicher zu haben. Ich wagte nie, die Rechte einer Mutter ihm gegenüber geltend zu machen — oft hätte ich mein Leben gegeben für einen Kuß, für das Glück, einmal seine Hand berühren zu dürfen, für ein zärtliches Wort — Alles war mir versagt.“

Lady Arran hörte mit dem gespanntesten Interesse zu. Obgleich Alid's Tod eigentlich diese Auseinandersetzung unnöthig machte, und sein Vermögen, da er ohne Erben starb, natürlicherweise den Verwandten seiner vorgeblichen Mutter zufiel, so war durch diese Entdeckung doch eine Centnerlast von ihrem Herzen genommen. Um ihres Bruders Sohn wäre sie bekümmert gewesen, doch daß der Spöbling der Bäuerin Madge umgekommen, kimmerte sie so wenig, als der Tod einer Mutter, die ihr Fuß zertreten.

Sobald die Gräfin mit ihrem Bruder in London wieder zusammentraf, theilte sie ihm Madge's Bekenntnisse und

Mit's Ende mit, und auf Argyle's Rath ward beschlossen, Weibes dem Geheimniß und der Vergessenheit zu übergeben. Es ist leicht zu begreifen, wie schmerzlich das Wiedersehen unserer jungen Freunde und Freundinnen war, da am folgenden Tage Alice und Constance im Tower Zutritt erhielten. Zwischen Thränen und Lächeln, Besprechungen und Hoffnungen schwankten die Liebenden hin und her, als sie die Möglichkeit der Flucht, die Resultate der gerichtlichen Untersuchung und den Versuch einer Ansprache an die Gnade des Königs in Erwägung zogen, feratend und bedenkend, auf welchem Wege wohl am ersten Heil zu erwarten.

Crawford stülzte, daß für ihn keine Hoffnung sei, doch hegte er solche für seinen Freund. „Alan,“ sprach er, „ist der Rettung gewiß.“

„Wie so?“ fragte Alice.

Der junge Mann erzählte kurz Alan's Begegnung mit der Gräfin Königsstein in Chatworth und Manchester, und deutete dabei auf den Ring, den sein Freund an der Hand trug.

„Gieb ihn mir,“ rief das erregte Mädchen, den Ring von des Baronets Finger ziehend.

„Wozu?“ fragte ihr Verlobter lächelnd.

„Ich muß die Dame sehen.“

„Sie?“

„Ja, ich, ich selbst,“ sprach Alice fest. „Ich weiß, was Sie anwenden wollen. Sie ist des Königs Geliebte. Doch wäre sie auch noch zehnmal schlechter, wäre Verderben in ihrer Verführung, Tod in ihrem Zornen, und nur eine ferne Möglichkeit, Dich zu retten, ich würde Allem Trotz bieten. Vielleicht hat sie ein Herz!“

„Das hat sie,“ erwiderte Sir Alan, „und zwar ein sehr edles. Kennen Sie ihre Geschichte, Sie würden sie bemitleiden, wie ich.“

Vielleicht mischte sich ein Schmerz mit der Befriedigung, die Alice empfand, da sie ihren Verlobten in so anerkennender Weise von der Gräfin reden hörte. Eifersucht war es wohl kaum, denn sie kannte das ihr gehörende Herz zu gut. Ungeachtet aller Gegenvorstellungen Alan's, welcher dem Geschenk der Gräfin Königsstein keine große Macht beilegte, ward endlich doch beschlossen, daß Alice am nächsten Morgen sie aufsuchen solle.

41. Capitel.

Lange vor Karl Eduard's Flucht hatten eine Menge seiner Anhänger, minder glücklich als er, grausamen, blutigen Tod auf den Schaffoten Englands erleiden müssen, denn die Regierung schon von dem Grundfals auszugehen, durch die größte Strenge und Grausamkeit alle Freunde des Hauses Stuart auf immer von jedem Versuch zu Gunsten der gestürzten Königsfamilie abzuschrecken. Der Herzog von Cumberland besonders, von Machegefühl entflammt, ruhete nicht, die Bestrafung der Rebellen zu beschleunigen, und verließ nur die Hochlande, um weiter im Süden neue Opfer aufzuspielen.

Die in Carlisle gefangenen Officiere der englischen Regimenter waren die ersten Opfer. Achtzehn dieser Unglücklichen, Francis Towald, den Colonel des Manchester-Regiments, an der Spitze, wurden vor eine große Jury gestellt in dem Gerichtshof auf dem St. Margaretshügel in Southwark in der Grafschaft Surrey. Die Verhandlungen begannen am 15. Juli und währten vier Tage. Am 29. des Monats, vier Tage nach der Ankunft des Herzogs von Cumberland in St. James, kam der Befehl an den Ort ihrer Gefangenschaft, daß am folgenden Tage neun der Gefangenen, die als die Schuldigsten erachtet wurden, hingerichtet seien.

Kennington Common war der zur Hinrichtung bestimmte Platz, und da zu erwarten stand, daß bei dieser Gelegenheit alle Barbareien entfaltet werden würde, welche die englischen Gesetze gegen den Hochverrath vorschrieben, so hatte der londoner Böbel ungemein zahlreich zu diesem gräßlichen Schauspiel sich eingefunden. Neben den Galgen befand sich ein Block und eine Schicht Reisigbündel, und während man die Gefangenen aus den Wagen, in denen sie gekommen, in den Karren brachte, von dem aus sie gehangen wurden, ward das Reisig in Brand gesteckt und die Wagen zogen einen Kreis um den Platz. Den Gefangenen war kein Geistlicher irgend einer Confession beigegeben, sondern ein ehemaliger Novocastler aus einem Buche Gebete und andere fromme Betrachtungen vor, welche die Verurtheilten mit Andacht anhörten.

Eine halbe Stunde ging mit diesen religiösen Vorbereitungen hin, während welcher die Unglücklichen zwar traurig und ernst, doch ohne entwürdigende Schwäche sich zeigten. Nach beendigten Gebeten waren sie beschriebene Blätter unter die Zuschauermenge, des Inhalts, daß sie die Ueberzeugung hätten, für eine gerechte Sache zu sterben, daß sie nicht bereuten, was sie gethan, daß sie nicht zweifelten, ihr Tod werde gerächt werden. Auch dem Sheriff übergaben sie Papiere, und waren dann ihre Hüte weg. Gleich darauf zog der Henker ihnen Kappen über die Augen und sie wurden am Galgen emporgesogen. Als sie drei Minuten gehangen, wurden sie abgesehritten, entleidet, und der Henker ging nun an das gräßliche Geschäft, das Herz und die Eingeweide herauszunehmen und ins Feuer zu werfen. Alle Verurtheilte wurden dieser Behandlung unterzogen, einer nach dem andern, dann enthauptet und in den Sarg gelegt. Als der Scharfrichter das letzte Herz ins Feuer warf, das Herz eines Jünglings, Namens James Dawson, rief er mit lauter Stimme: „Gott segne König Georg!“ und die versammelte Menge antwortete mit bestimmendem Zuruf. Die verstümmelten Körper wurden nun auf den Wagen zurück gebracht ins Gefängniß; zwei Köpfe, die von Towald und Fletcher, wurden drei Tage darauf auf Temple Bar aufgesteckt, die übrigen in Spiritus aufbewahrt, um später in Carlisle und Manchester zu demselben Zweck zu dienen.

James Dawson, ein junger Mann von guter Familie aus Lancashire, hatte noch nicht völlig seine Studien am St. Johns College in Cambridge beendet, als er aus jugendlicher Schwärmerie vom College entwich und sich der Insurgenten-Armee anschloß. Er war verlobt mit einem vermögenden jungen Mädchen, und die Eltern Weiber hatten den Tag, da des Königs Gnade den Jüngling frei lassen würde, zur Vermählung des jungen Paares bestimmt. Als nun die Nachricht anlangte, daß an Gnade nicht zu denken sei, vielmehr der schmachvolle, blutige Tod des Geliebten harre, ließ die junge, unglückliche Braut sich nicht zurückhalten, der Hinrichtung beizuwohnen. Sie folgte den Schritten in einem Wagen, nur von einem Verwandten und einer Freundin begleitet. Sie hielt nahe genug, um zu sehen, wie die gierige Flamme das Herz des Geliebten verzehrte, sie sah und hörte Alles, ohne einen Laut

der Verzweiflung von sich zu geben. Doch als das blutige Schauspiel zu Ende, und das Geschrei der Menge ihr zu Ohren drang, sank sie zurück in die Kissen des Wagens und athmete ihren letzten Seufzer aus mit dem Ruf: „Mein Geliebter, ich folge Dir — Jesus, nimm unser Beide Seelen gnädig an!“

Der Marquis von Lullibardine, den wir zu Anfang unserer Erzählung im Gefolge des Prinzen Karl Eduard fanden, starb als Gefangener im Tower in Folge körperlichen Leidens, welches ihn während des ganzen Feldzugs nicht verlassen, weniger glücklich waren andere Lords, die, obgleich ihr Proceß mit hoher Feiersfeier vor einer Versammlung von hundert fünf und dreißig Peers geführt ward, dem Verurtheilten durch Henkershand nicht entgingen. Zu diesen gehörten namentlich die Carls von Kilmarnock und Comartry, so wie Lord Balmerino, welche zu den bedeutenderen Anhängern des Prinzen gehörten.

Obgleich diese Männer selbst ihrer Persönlichkeit nach kaum zu dieser Erzählung gehören, so rechtfertigt der Zweck derselben als historisches Zeitgemälde doch die Nennung ihrer Namen, so wie die Wiederholung der Form, in welcher das Urtheil ihnen verkündet ward.

Nachdem nämlich die drei gefangenen Lords sich dem richterlichen Anspruch der Jury unterworfen, hielt der Lord-Steward eine lange pathetische Rede, welche er mit folgenden Worten schloß, in denen das Urtheil enthalten:

„Das Urtheil des Gesetzes lautet, und dieser hohe Gerichtshof bestätigt, daß Jhr, William Carl von Kilmarnock, George, Carl von Comartry, und Arthur, Lord von Balmerino, jetzt ins Gefängniß des Tower zurückkehrt, woher Jhr gekommen, und von wo aus Jhr zum Plage der Hinrichtung gezogen werdet. Dort angekommen, werdet Jhr am Nacken aufgehängt, doch nicht, bis Jhr völlig todt seid, denn lebend müßt Jhr abgesehritten, Eure Eingeweide herausgenommen und verbrannt werden vor Euren Augen. Dann werden Eure Häupter getrennt von den Körpern, und die Körper je in vier Theile getheilt. Ueber diese hat dann der König zu verfügen! Gott der Allmächtige sei Euren Seelen gnädig!“

Nachdem dies Urtheil den drei rebellischen Lords verkündet, wurden sie von den Schranken weggeführt, und der Lord-Steward, mit entblößtem Haupt aufstehend, zerbrach seinen Stab und erklärte seinen Auftrag als beendet.

Der Carl von Kilmarnock, ein Mann von 42 Jahren, der sehr am Leben hing, reichte unverzüglich Gnadengesuche ein beim König, dem Herzog von Cumberland und dem Prinzen von Wales, auch Comartry bat um sein Leben, und war der Einzige, dem es geschenkt ward. Kilmarnock jedoch und Lord Balmerino, welcher es unter seiner Würde hielt, um Gnade zu bitten, wurden am 18. August 1746 hingerichtet.

Der letzte der Märtyrer, wie sie von ihren Gesinnungsgenossen genannt wurden, war Lord Lovat, den die Leser im Lauf der Erzählung kennen gelernt. Der Proceß dieses seltsamen alten Mannes fand im März des Jahres 1747 statt, und bei dieser Gelegenheit scheint der schlaue alte Herr alle Ränke und Kniffe, die er sein ganzes Leben hindurch geübt, aufgewandt zu haben, um sich zu retten, doch vergebens. Die gegen ihn aufgetragenen Zeugnisse waren so schlagen, daß kein Leugnen half. Eine bedeutende Anzahl Briefe wurde ihm vorgelegt, die er an die verbannte Familie, namentlich an den jungen Chevalier gerichtet, worin er ihm Unterstützung versprach unter der Bedingung, daß seine Familie mit der Herzogswürde belohnt werde. Diese Briefe hatte ein gewisser Murray von Broughton verschafft, der ein ehrloses Leben einem männlichen Tode vorzog, und sich unter der Bedingung, daß sein Leben verschont bliebe, anheischig gemacht, der Regierung allerlei wichtige Entdeckungen zu machen. Gegen diese Zeugnisse konnte Lovat nichts Erhebliches einwenden, und trotz einiger beschönigenden Redeversuche ward er zum Tode verurtheilt.

In der Woche, welche zwischen dem Tage seiner Verurtheilung und seiner Hinrichtung lag, behielt er ununterbrochen die Gegenwart des Giffes und die lebhafteste Unterhaltungsgabe, welche ihn stets ausgezeichnet. Er sprach mit den Leuten seiner Umgebung von seinem bevorstehenden Tode, wie von einer Reise, die er unternehmen müsse, und machte sogar die schauerlichen Vorbereitungen dazu zum Gegenstand unzähliger Wortspiele und witziger Einfälle. Als am Vormittage, da er hingerichtet werden sollte, ihm gesagt ward, daß ein Schaffot eingefallen sei und mehre Personen getödtet und verwundet habe, bemerkte er nur: „Je mehr Unglück, je besser der Spas!“ Er war so altersschwach, daß er der Unterstützung zweier Personen bedurfte, das Giffot zu besteigen. Hier zeigte er dieselbe Gleichgültigkeit gegen den Tod, wie vorher; er prüfte das Beil mit dem Finger, erklärte seine Zufriedenheit mit dessen Schärfe, rief den Henker und gab ihm zehn Guineen mit der Ermahnung, seine Pflicht mit Festigkeit und Gewandtheit zu thun. „Ich würde sehr böse sein, wenn Jhr mir die Schultern zerhackt,“ sprach er zu ihm.

Er bekannte sich als gläubigen Anhänger der römisch-katholischen Kirche, brachte einige Zeit im Gebet zu und überließ sich dann mit ruhiger Fassung dem Scharfrichter, der zum Glück seinem Leben mit einem Streich ein Ende machte. So schwer mußten die Anhänger des Prinzen Karl Eduard ihre Ergebenheit für seine Familie büßen.

(Fortsetzung folgt.)

Gedanken über Natur und Leben.

Von Marie Garver.

Wer auf der Welt, sowohl in geselligen wie in Familien-Beziehungen einigermaßen glücklich sein will, muß vor Allem den Menschen nicht mit großen Ansprüchen entgegen treten, muß sich auf Täuschungen gefaßt machen, so werden ihn Täuschungen nicht niederdrücken. Die meisten Menschen fehlen zu ihrem eigenen Nachtheil darin, daß sie aus einem gewissen Hang zum Idealismus, der eben so fern von Weisheit wie von Gerechtigkeit ist, von ihren Nebenmenschen eine Unfehlbarkeit, Festigkeit und Wandellosigkeit fordern, die sie selbst nicht besitzen, und die mit der Menschennatur, wie mit der ganzen Natur überhaupt im Widerspruch steht. — Kein Tag zieht hin über die Erde, ohne etwas an ihrem Antlitze zu verändern, kein Jahr, ohne durch Zerföhrung an ihrer Gestalt zu rütteln, und wir bemerken mit tadelndem Erstaunen, daß Tage, Monden und Jahre das Wesen des Menschen ändern, ihn innerlich zusammenschrumpfen oder größer machen,

je nachdem die Bitterung der Verhältnisse und Erfahrungen auf ihn gewirkt. — Wir zürnen der Natur nicht, obgleich sie unter dem Schneefloß der Lawinen Ortschaften begräbt, mit überslutenden Wogen tausendfaches Leben vernichtet, unsere kleinen täglichen Pläne durch des Wetters Launen vereitelt, und uns wehe thut durch den Frost des Winters, durch des Sommers brennende Gluth; wir gewöhnen uns an die Natur der Elemente, und lernen sogar den Wechsel der Natur lieben, gegen den unser Wille und Wunsch nichts vermag, wie sollten wir nicht die Wandelbarkeit der Menschen und aller irdischen Verhältnisse ertragen lernen; ertragen lernen nicht als Unglück oder Unrecht, sondern als Nothwendigkeit, die allem Endlichen Wandelung und Veränderung als Gesetz vorschreibt. In den meisten Fällen können wir uns sichern gegen die Kränkungen der Natur wie gegen die der Menschen: Vor der andringenden Fluth rettest Du Dich mit Deiner irdischen Habe auf die Höhe. Soll Dich nun menschliche Ungerechtigkeit, Wandelbarkeit und Schwäche nicht Deiner innern Glücksgüter berauben, so erbebe Dich geistig zu jener beschaulichen Höhe, wo die Widerwärtigkeiten nicht als persönlich Dich berührende Ereignisse, sondern nur als Erscheinungen an Dir vorüberziehen.

Der Freieste ist der, welcher Anderen viel sein kann, ohne Anderer zu bedürfen.

Eine grüner Baum ist eine sehr liebe interessante Gesellschaft; bereisam und nicht geschwätzig, schön und nicht eitel, ein Duell b seligenden Wissens, und doch nicht gelehrt. Er redet eine Sprache, die Jeder versteht, den das Getriebe des Lebens nicht gänzlich dem Herzen der Mutter Natur entfremdet; ja, noch mehr, er redet sogar, wie schmeichelnde Vertraute, stets von dem, was Ohr und Herz am liebsten hören mag. Der Mutter erzählt er von den fernem Kindern, der Braut von dem Geliebten, dem Jüngling flüstert er ernste Mahnung ins Ohr, daß seine Seele aufstammt in Thatendurst und Ruhmverlangen. Und welcher ein treuer Freund ist ein grüner Baum den Kindern! Wie herrlich läßt es sich spielen unter dem schönen grünen Dach, das den kleinen Büschchen seine schlanken Zweige hergiebt zu Reitsperden und Reitzerten, den kleinen Mädchen seine hübschen, zierlich genarbtten Blätter zu Kränzen für Kleid und Haar. . . und dem Alter — o, was ist ein grüner Baum erst dem Alter! Der Greis, die Matrone, die unter dem Baume ausruhen, der mit ihnen gealtert, sie sehen unter seinem Schatten, vom magischen Lichte der Erinnerung verklärt, ihr ganzes Leben neu vorüberziehen; ja ein Baum ist das grüneste Denkmal, das schöner als Marmor die Gräber schmückt und in seiner lebenswarmen Sprache die Treue liebender Herzen aus der Vergangenheit in die Zukunft trägt.

Es ist eine unleugbare Thatsache, daß in den sogenannten gebildeten Ständen es viele Mädchen giebt, die eine im Zanern unglückliche, daher auch wenig beglückende Existenz führen, obgleich bei oberflächlichem Beschauen der äußeren Verhältnisse sich kaum ein Grund dafür finden läßt. Die Eltern können ihre Töchter erziehen, ihnen Unterricht und Vergnügen zu Theil werden lassen, die Mädchen sind hübsch, besuchen Gesellschaften, kleiden sich elegant, eine Versorgung oder mit anderm Wort: Verheirathung kann sich noch finden — was fehlt ihnen denn zur Zufriedenheit? — So denken Manche, und die Eltern denken und hoffen etwas dem Ähnliches. Sie erziehen auch vielleicht ihre Töchter häuslich und anspruchslos, damit sie einst gute Hausfrauen werden, denn „Hausfrau, Gattin und Mutter zu werden, ist ja doch ihre Bestimmung.“

Die Mädchen nehmen die durch den Gebrauch von Jahrhunderten sanctionirte Braje hin als unumstößlichen Schicksalspruch, leben unter deren beengendem Einfluß so lange harmlos und glücklich, als es eben gehen will, bis die Zeit kommt, wo in mancher Mädchenseele der Zweifel Raum gewinnt, ob sie auch zur „Erfüllung ihrer Bestimmung“ gelangen werde.

Man spottet über die „heirathslustigen“ Mädchen, und doch ist häufig kein Spott ungerichtet, denn den Mädchen ist Verheirathung als Endzweck ihres Daseins vorgestellt worden, sie haben in ihrem Innern sich nur für dieses Ziel vorbereitet, d. h. sie haben sich vorbereitet, ihr Leben lang für sich sorgen zu lassen, beschützt und geleitet zu werden — dieses Ziel, diese Aussicht wird ihnen entriickt, wie können sie glücklich sein!

Daher die Masse unglücklicher, sich selbst und Andere quälender, alter Jungfern!

Der Knabe, wenn er ein verständiges Alter erreicht, wird gefragt: „Was willst Du werden?“ Er antwortet: Arzt, Kaufmann, Soldat, Künstler, Handwerker etc.; kurz er entscheidet sich für einen Stand, zu dem er Neigung und Fähigkeit fühlt. Fragt man ein junges, halberwachsenes Mädchen: „Was willst Du werden?“ so antwortet sie vielleicht, wenn sie naiv genug ist: „Eine Frau!“ denn sie hat ja genug davon reden hören, daß Mädchen nichts Anderes werden können und sollen, als „Frauen“, daß es ein großes Unglück ist, wenn sie nicht „Frauen“ werden; wie wäre es also auch nur möglich, daß das kleine Mädchen einst „keine Frau“ würde?

Die Eltern wissen oft nicht, welches Unrecht sie in den meisten Fällen an ihren Töchtern begehen, indem sie denselben nur den einen Theil ihrer Bestimmung, der nicht in ihren Willen gestellt ist, als Lebenszweck darstellen und dagegen das übergehen, was die Mädchen, wenn nicht zu Frauen, so doch zu glücklichen, sich selbst achtenden Menschen machen würde — nämlich: die Erziehung für einen bestimmten, selbst gewählten Beruf, der dem Mädchen das Bewußtsein seiner Menschenwürde, das Gefühl jener Selbstständigkeit giebt, welches, bei aller äußern Abhängigkeit, Jedem innewohnt, der durch eigene Arbeit und Anstrengung unabhängig ist von der Gnade oder der Güte Anderer. Unsicher ist jedes Glück, das wir von Anderen erst erwarten und fordern müssen. Jeder Mensch muß in sich und durch sich glücklich sein können, sei es durch einen befriedigenden Wirkungskreis, durch Wohlthun, oder durch beschaulichen, zur Selbstbildung führenden Genuß des Lebens; ja der durch eigenes Nachdenken, durch eigene und fremde Erfahrungen gereifte Geist sträubt sich gegen die Behauptung, daß das Weib nur in der Ehe glücklich sein könne, daß folglich

das Glück einer Hälfte der Menschheit auf die Willkür der andern Hälfte derselben — also auf Zufall gestellt sei.

Gelegenheit zur Wahl eines selbstständigen Berufs bieten unsere jetzigen gesellschaftlichen Zustände, der weiblichen Jugend mehrfach, und die größten Feinde der auf Selbstständigkeit abzielenden Mädchen-Erziehung werden zugeben müssen, daß sie höhere Achtung haben vor dem Charakter eines Mädchens, welches sich zur Erzieherin, Künstlerin, Krankenpflegerin oder zu einem andern Beruf vorbereitet, als vor dem Charakter derjenigen, die, ohne durch fäulige Verlobung den Zweck ihres Daseins gefunden zu haben, fern von würdigem Streben oder nützlicher Thätigkeit hinlebt, Schicksal und Menschen anklagend.

Erklärung des Modenbildes.

Kinder-Anzüge.

Fig. 1. Anzug eines Mädchens von 8 Jahren. — Doppelter Rock von grünem Barège, mit grünem Taffet eingefasst; der obere Rock ist in tiefe Doppelfalten an den um die Taille schließenden Gurt gefast. Canzou von weißem Mouffeline mit gepufften Ärmeln, welche mit doppelten gebrannten Strichen garnirt sind. Ein ebenfalls gebrannter breiter Mullstrich bildet den Schooß. Gurt mit Achselbändern und lang herabhängender Schleife an der Seite, von grünem Taffetband. Italienischer Strohhut, mit Kirichen und weißem Band garnirt — grüne Stiefelchen.

Fig. 2. Anzug eines Mädchens von 4 Jahren. — Kleid von rosa Popeline, mit Rüschen à la vieille von rosa Taffetband garnirt. Unterärmel und Chemiset von weißem Mouffeline. Kurze Beinkleider, mit gebranntem Volant von Mouffeline — graue Stiefeln. Das Haar ist von der Stirn nach rückwärts zu gestrichen und mit einem schmalen schwarzen Sammetband gehalten. — Sonnenschirm von rosa Taffet.

Fig. 3. Anzug eines Mädchens von 9 Jahren. — Robe von weißem Piqué mit Basquine, welche mit Borte eingefasst und vorn durch Knöpfe geschlossen ist. Die Ärmel sind weit, und vorn gespalten. Unterärmel von Mouffeline,

Auszgeschnittenes gesticktes Chemiset; Unterärmel von glattem Nanoc. Strohhut mit weißem Band und einer Blondentrüsche garnirt, in welcher eine Touffe von ponceau Sammetband. Braune Stiefelchen, kurze Strümpfe.

Fig. 6. Anzug eines Knaben von 8 Jahren. — Rock und Jäckchen von grauem Cashmir, mit schwarzem Soutache verziert. Unterärmel und Chemiset von Nanoc; Beinkleider vom Stoff des Röckchens; runder Strohhut.

Fig. 7. Anzug eines Knaben von 10 Jahren. — Boulen-Jacke von kastanienbraunem Sommerstoff; graue Beinkleider, an den Knähten mit Borte befestigt; Chemiset von Nanoc; runder Hut von Stroh, mit braunem Sammetband garnirt.

Fig. 8. Anzug eines Knaben von 4 Jahren. — Rock und Jäckchen von blauem Popeline mit gleichfarbigem Sammetbesatz, welcher in drei gleichbreiten Streifen zu beiden Seiten den Rock garnirt und an dem Jäckchen eine breite Einfassung bildet. Das Jäckchen so wie die Ärmel sind an der Seite geschlitzt, und letztere daselbst mit Schnur und Quasten verziert. Auf gleiche Weise wie der Spalt der Ärmel ist das Jäckchen vorn geschnürt. Chemiset, Unterärmel und Beinkleider von Nanoc — blaue Stiefeln.

Werth des Geldes.

Wir hören so viel reden vom Werth des Eigenthums. — Dies Haus ist 70,000 Thaler werth, dieser Garten 5000, dieses Landgut 100,000, dieses Pferd 500, dieser Wagen 800, und so fort, ohne Aufhören. Das Alles ist ganz gut und natürlich. Doch sollten wir nicht auch zuweilen die Frage aufwerfen, wie viel ist dieses oder jenes Menschen Geld werth? — O, es ist ein weites Feld für die Beobachtung — der Werth des Geldes, denn jeder Mensch, welcher Geld besitzt, oder nach dessen Besitz strebt, hat seinen besondern Maßstab dafür, nicht nach Pfunden oder Thalern, nach größeren oder kleineren Summen, sondern je nach dem Werth, den es für ihn hat, als Mittel zur Befriedigung dieses oder jenes Wunsches, zur Erlangung dieses oder jenes Eigenthums.

Ein Anderer wünscht sich Geld, um die Welt sehen zu können. Jedes Hundert bedeutet für ihn eine Meile. 200 Thaler heißen, heißt bei ihm Frankreich sehen, 500 Thaler — Griechenland, 800 Thaler — Aegypten u. s. f.

Knaben und Mädchen, in deren Cassen nur kleine Münzen fliegen, haben auch ihren eigenen Maßstab für den Werth des Geldes. Ein Groschen bedeutet ein Stück Zuckerkant oder einen Pfefferkuchen, zwei Groschen einen Gummiball, Kiesel oder eine Gelenkputze, zehn Groschen einen Drachen, ein halber Thaler ein Federmesser u. s. w.

Der Stutzer, der Lebensmann sieht im Gelde das Mittel, einen eleganten Wagen, Jockey und Reitsperd zu besitzen, lustigen Zechgelagen b. zu wohnen; die eitle Frau denkt dabei an Spitzenkleider, indische Shawls, Equipage und betrefte Diener, während tausend und abertausend Arme im Gelde nichts weiter suchen und sehen, als das tägliche Brod, die nothdürftige Kleidung, das Brennmaterial im Winter. Tausende von Menschen leben auf dieser Erde, welche einzig dem Gelde ihre Ehrenhaftigkeit, ihre Tugend zu danken haben. Würde der Besitz des Geldes von ihm genommen, welcher sie den Kämpfen und Säürmen des Lebens entrückt, so wären sie verloren.

O, das Geld ist eine gar werthvolle Sache. Wie sehnlich wünscht der arme Gelehrte sich „Geld“, wenn er täglich vor den Bücherläden vorübergeht, die mit ihren Schätzen ihn so unwiderstehlich locken. Unermliche Kleider will er ja gern tragen, gern sich mit dürftiger Nahrung begnügen, gern unterbreiten will er die heiteren Zerstreungen, die rauschenden Freuden des höhern geselligen Lebens; sieht er doch so fremd und staunend zu ihnen auf, wie etwa ein Kind zu der Milchstraße am nächtlichen Himmel, zu einer Welt fern, unerklärlicher Wunder. Aber diese Bücher! Ja diese Bücher nur möchte er haben! Jeden Morgen sieht er sie sehnlich an, jeden Abend bleibt er bei ihnen stehen, die Titel lesend, und nachsinnend, wie er wohl einige Thaler erwerben könnte, um zu dem ersehnten Besitz zu gelangen. Er grübelt und denkt, wie wohl etwas Geld zu erbringen sei von seinen geringen Mitteln, und gelang es ihm, der glückliche Inhaber einiger Thaler zu werden, mit welcher heberhaften Eile strebt er dann, sich des Geldes zu entledigen für die ersehnten Bücher, denn es könnte ja jeden Augenblick ein Anderer, Glücklicher



in Puffen arrangirt, welche durch schmale, mit blauem Band durchzogene Zwischensäge getrennt sind. Beinkleider mit schmalen Quersäulen verziert. Hut von italienischem Stroh, mit blauem Band und Kornblumen garnirt — blaue Stiefeln.

Fig. 4. Anzug eines Mädchens von 12 Jahren. — Robe von lila Taffet à deux jupes — der obere Rock ist mit breiter Rüsche à la vieille umgeben. Ausgeschnittene Taille mit kurzen Ärmeln und einer Berthe von gleichem Stoff, deren lange Enden sich vorn kreuzen und hinten geschlungen sind. Berthe und Ärmel haben eine gleiche Rüschengarnitur, wie der obere Rock. Unterärmel und Chemiset von Mouffeline, aus Puffen arrangirt. Hut von gebleichtem Stroh, mit weichem Fond von weißem Taffet, durch schmale Rüschen von schwarzer Blonde zu Puffen getheilt. Das Vavolet von weißem Taffet ist gleich dem Schirm mit schwarzem Sammet eingefasst. Die obere Verzierung des Hutes besteht aus einer Touffe von weißen Tausendschön, mit Grassalmen gemischt.

Fig. 5. Anzug eines Kindes von 2 Jahren. — Kleidchen von weißem Piqué, mit rothen gestickten Rüschen und Lanquetten verziert. Das glatte Leibchen mit kurzen Ärmeln hat eine Berthe von gleichem Stoff, deren Enden vorn gekreuzt und nach hinten zusammen genommen sind.

Kinder-Anzüge.

Einer erwirbt 500 Thaler, und denkt dabei: diese Summe macht mich schuldenfrei. Ihm ist das Geld Mittel zu persönlicher Freiheit, denn der mit Schulden Belastete ist nicht frei; der Schuloner ist Diener des Gläubigers. Der Andere sieht in einigen tausend Thalern ein eigenes Haus, eine Heimath für seine Kinder, ein Obdach für sein Alter, einen ruhigen Platz zum Sterben, während sein Nachbar darin nur ein Glied sieht der goldenen Kette des Reichthums; und diese Glieder zu immer vollerer Zahl aneinander zu reihen, ist das Ziel seines Strebens. Heute besitzt er 40,000, in wenigen Monaten vielleicht schon 50,000, und seine Freude sind die wachsenden Zahlen. Er ergötzt sich an der Vorstellung, wie herrlich es klingen wird, wie voll und herzerquickend, wenn die Leute sagen: Das ist ein Mann von 100,000 Thalern. Schönere freilich wäre noch — eine halbe Million! Wer weiß, auch dahin kann er es ja noch bringen, vielleicht gar zu einer Million. Seine Phantasie spielt mit dem lockenden Gedanken — eine Million. Mit jedem Tausend, das ihn diesem Ziele näher bringt, steigt sein Selbstgefühl, er wird stolz auf sein Geld, und verachtet die, welche feins haben.

ihm zuvorkommen, und die von ihm ausgehorenen Schätze davon tragen. Welches Glück dann, wenn er mit dem endlich gewonnenen Gut nach Hause kommt! O, über den verschwenderischen Mann! Bis tief in die Nacht hinein studirt er in den neuen Büchern und verbrennt — mehr, viel mehr Del, als er eigentlich verbrennen dürfte nach seinen Verhältnissen. Dieser Mann wägt den Werth des Geldes nach Büchern, und Andere — wägen es nach anderen Gewichten. So lieben Manche das Geld, weil sie dafür Kupferstücke oder Gemälde, Manche, weil sie dafür alte Münzen oder Urkunden, Andere, weil sie dafür Blumen oder Sträuße für ihr Paradies — den Garten — kaufen können. Ein Goldstück ist ihnen nichts und doch unendlich werthvoll, denn es kann die neueste Rose, eine moderne Camelia oder Dahlia zu ihrem Eigenthum machen.

Wohl können zahllose schöne, unschuldige Freuden und Genüsse durch Geld erkaufte werden, ja das Geld ist sogar das Mittel zu den edelsten Thaten der Dankbarkeit und des Wohlthuns, das Mittel zu der selbigen Befriedigung des Herzens. Durch das Geld können wir den bejahrten Eltern ein ruhiges, sorgenfreies Alter, der aufstrebenden Jugend Mittel zur Bildung und Beförderung verschaffen. Durch Geld können wir den Freund vom Untergange, verlassene Wittwen und Waisen vor dem Elend schützen, und den Segen der durch

und Glücklichen und Geretteten auf unser Haupt herabrufen. Durch Geld können wir dem Armen Unterricht, dem Kranken Pflege, dem Betriebsamen Arbeit geben; durch Geld können wir Gutes stiften für Gegenwart und Zukunft, das Schöne pflegen und Misbräuche auszrotten; doch nicht durch Geld allein. Für sich betrachtet ist das Geld ein todttes Metall, ein starrs Scepter; es muß vom Herzen aus erwärmt und belebt, mit dem Geiste, mit dem Herzen gelenkt werden. Strebst Du nur nach Reichthum, um Dein Gemüth mit dem Gefühl der Ueberhebung sättigen zu können, so bist Du arm, und besähest Du eine Million; doch ist das Geld Dir Werkzeug zu eigener und fremder Vererbung, zur Abhilfe fremder Noth, zur Förderung des Schönen und Guten, so bist Du reich, und zähltest Du dein Vermögen auch nur nach Hunderten.

Um zu ergründen, wie viel ein Mensch werth sei, müssen wir ihm nicht in die Tasche, sondern in's Herz sehen!

[4235]

Die Zeichenschrift.

Während der Regierung Ludwig's XVI. war die Zeichenschrift oder Ziffernschrift ein unentbehrliches Hülfsmittel der Diplomatie geworden. Die europäischen Mächte ließen nichts unversucht, gegenseitig ihre Geheimnisse zu erforschen, Briefe wurden aufgegriffen, alle Künste der Befestigung angewandt, das Gold mit vollen Händen weggeworfen bei der leisesten Hoffnung, durch dieses Mittel einen Plan zu ergründen, welcher sich mit der Hülfe des Geheimnisses umgeben. Unter diesen Umständen erscheint es natürlich, daß die Kunst der Zeichenschrift zur höchsten Vollkommenheit gedieh und geblieben mußte, wenn eine Möglichkeit bleiben sollte, die Argusaugen der Neugier und der professionellen Spione zu täuschen.

Der Graf von Vergennes, Minister der auswärtigen Angelegenheiten am Hofe Ludwig's XVI., bediente sich, im Einverständnis mit seinen Agenten an fremden Höfen, einer höchst sinnreichen Zeichenschrift. Sie wurde namentlich angewandt bei den Pässen oder Passarten, welche den nach Frankreich reisenden Fremden erteilt wurden, und diente dazu, die genauesten Details über die Person des Fremden, den Zweck seiner Reise, seine Gesinnungen, Tugenden und Fehler, seinen Glauben und Charakter zu geben, ohne daß das Auge des Uebersichtlichen die kleinste Spur dieser Mittheilungen auf der anscheinend ganz harmlosen Karte zu entdecken vermochte.

Diese Täuschung ward auf folgende Weise bewirkt: Die Farbe der Karte zeigte des Fremden Vaterland an, so z. B. bedeutete weiß Portugal, roth Spanien, gelb England, grün Holland, weiß und gelb Venedig, roth und grün die Schweiz, roth und weiß den Kirchenstaat, grün und gelb Schweden.

Das Alter des Fremden ward durch die Form der Karte bezeichnet. Rund bedeutete das Alter unter 25 Jahren; oval zwischen 25 und 38; ein Achteck galt für das Alter zwischen 30 und 45; für das zwischen 45 und 50 ein Sechseck; ein Quadrat für das Alter von 55 zu 60, und für das Alter über 60 ein längliches Viereck.

Zwei Linien, unmittelbar unter dem Namen des Fremden, bezeichneten seine äußere Erscheinung. War derselbe schlank und groß, so waren die Linien wellenförmig und gleichlaufend. Hatte der Fremde eine kurze unterlegte Gestalt, so bildeten die zwei Linien einen Winkel; eine große starke Figur ward durch gerade gleichlaufende Linien, eine kleine

oder schwächliche Figur durch gerade oder gebogene, mehr oder weniger dichte Linien angedeutet.

Der Ausdruck des Gesichtes war durch eine in dem Rand der Karte angebrachte Blume bezeichnet. Die Rose bedeutete ein freies, offenes Gesicht, die Tulpe einen ernsten, zurückhaltenden Ausdruck.

Das in der Randzeichnung der Karte angebrachte Band bezeichnete je nach seiner Länge oder Kürze, ob der Fremde verheirathet sei oder nicht, oder ob er ein Wittwer.

Um den Rand gruppirte Punkte bezeichneten Vermögen und äußere Lebensstellung des Sigers der Karte; dessen Religion wurde durch das Interpunktionszeichen hinter dem Namen angedeutet. War der Fremde katholisch, so stand ein Punkt hinter dem Namen, wenn lutherisch, ein Semikolon, wenn ein Jude, ein Komma. Galt der Fremde für einen Atheisten, so folgte dem Namen kein Zeichen.

Besondere Verzerrungen am Rande oder in den Ecken der Karte, Züge an gewissen Worten, welche als absichtslose Zierrathen gelten konnten, gaben Mittheilungen über die Eigenschaften, Fehler, Pläne und Absichten des Fremden, kurz, es gab kein Laster und keine Tugend, keine für die Polizei irgend wissenswerthe Eigenthümlichkeit, für welche nicht ein besonderes Zeichen dagewesen wäre. Bei Ueberreichung des Passes konnte der Minister also mit einem Blick sehen, ob der Ankömmling ein Spieler oder Duellist, ob er nach Frankreich komme, eine Frau oder ein Amt zu suchen, oder sich in Wissenschaften vervollkommen wolle, ob er Mediciner, Literat, Jurist oder Naturforscher, ob er unter polizeilicher Aufsicht zu halten, oder eine harmlose Persönlichkeit sei.

Unmöglich konnte Jemand ahnen, welche umfassenden Mittheilungen in einer so lakonisch abgefaßten Karte enthalten waren, beispielsweise in folgender Art geschrieben:

Alphonso d'Angela. Dem Grafen von Vergennes empfohlen durch den Marquis von Puysegur, französischen Gesandten am Hofe zu Lissabon.

Doch die Linien unter dem Namen, die Verzerrungen am Rande und an den Ecken erzählten den geübten Augen des französischen Ministers die Lebensverhältnisse und Pläne des anscheinend unbeargwohnten Reisenden.

[4237]

Barmherzigkeit.

Es geht die Mähr, weil einst aus Odens Thoren
Der erste Mensch verbannt ward mit dem Schwert,
Sei ferner uns das Paradies verwehrt,
Der Engel Beistand ewig uns verlor.

Da so die Götter Feindschaft uns geschworen,
Kein Engel mehr sich tröstend zu uns kehrt,
So haben wir, durch eigne Schuld belehrt,
Den Trostesengel aus uns selbst geboren.

Stets bleibt der Mensch dem Menschen Duell der Schmerzen.
Mit wunden Gliedern, mit zerrissem Herzen,
Dem Oden ferne — welches wir noch heut'
Wie einst das erste Menschenpaar, verscherzen —
Müßt er vergehn in selbstgewähltem Leid,
Blieb' ihm sein Engel nicht — Barmherzigkeit.

Marie Harrer.

Eine Vision.

„Hedwig, Frau, was hast Du denn heut? Warum soll ich denn heut nicht nach P. reiten — bin ich doch schon zehn Mal seit unserer Verheirathung dort gewesen, und immer wohlbehalten wiedergekehrt.“

So sprach Joseph Bürger, der stattliche junge Jäger, mit einem leisen, ganz leisen Anfluge von Ungeduld, als er, in vollständigem Reitanzuge in der Hausthür stehend, sich von zwei weihen Armen noch ein Weilchen zurückhalten ließ, während das zu diesen Armen gehörende hübsche Gesichtchen sich an seiner Brust verbarg.

„Was fehlt Dir, liebe Hedwig?“ fragte er sanfter, da ein unterdrücktes Schluchzen zu seinem Ohr und in sein Herz drang.

„Ich weiß nicht, Joseph, aber ich kann heut den Gedanken nicht ertragen, daß du forttrittest. Schiebe es auf — bis morgen wenigstens.“

„Ich kann nicht, Hedwig. Zu heut ist bestimmte Verabredung getroffen, daß der Pächter von Z. nach P. kommt, und mir das kürzlich gekaufte Vieh bezahlt. 150 Thaler in diesen schlechten Zeiten sind schon 2 Meilen Ritt werth. Meinst Du nicht, Frauen? Laß mich jetzt, Du sollst auch 20 schöne blanke Thaler davon bekommen und damit machen können, was Du willst?“

„Joseph,“ rief die junge Frau vorwurfsvoll, „denkst Du, die Aussicht auf Geld würde mich gleichgiltiger machen gegen die Gefahr, die Dir droht, wenn ich einmal weiß, daß solche vorhanden? Uebrigens weiß ich ja,“ fügte sie schelmisch hinzu, „daß ich nicht nur 20, daß ich 50 Thaler, ja das ganze Geld haben könnte, wenn ich Dich darum bäte. Habe ich jemals seit meiner Verheirathung vergebens gebeten um Erwas, das Du mir geben konntest?“

„Ja ja, ich kenne Dich schon, kleiner Quälgeist,“ sprach Joseph, liebevoll scherzend. „Bietet man Dir einen Finger, nimmst Du gleich die ganze Hand. Ich werde mein Geld verstecken müssen, und Dir die Eier stehlen zum Verkaufen, wie der Pächter der gräßlichen Güter drüben. Laß mich fort, Frauen, und die 120 Thaler holen,“ fuhr er freundlich fort, denn er wünschte das Lächeln auf Hedwig's Gesichtchen zu erhalten — „wir wollen dann schon sehen, ob sie alle in Deiner kleinen Tasche Platz haben. Da ist Leichtfuß schon — ich muß fort.“

„Eine Minute noch, Joseph — warum schickst Du denn nicht Frank nach P., statt selbst zu reiten?“

„Frank ist schon heut Morgen mit seiner Flinte in den Wald gegangen, und überdies,“ fuhr er flüsternd fort, damit es der Knabe, der das Pferd hielt, nicht höre: „Ich mag dem Frank nicht so viel Geld anvertrauen, er ist in dürrer Lage, und ... nun ich will ihm nichts Liebes nachsagen, aber ich reite schon lieber allein, als daß ich ihn schicke. Leb wohl, Hedwig, spätestens um 8 Uhr siehst Du mich wieder.“

„Leb wohl, Joseph!“ sprach die junge Frau traurig. „Leichtfuß“ einer Vorderbus ist lose geworden,“ sagte Jörge Frank, da der Förster das Pferd festleg; „das Hufeisen bricht gewiß, es Sie wieder heim kommen.“

„Wirklich!“ bestätigte Joseph, den Huf untersuchend. „In P. kann ich es aber nicht machen lassen, der Schmied dort versteht so viel davon, als ich vom Nähen oder Sticken. Morgen magst Du, Jörge, das Pferd hinunter reiten zum

Original-Musik des Bazar.

Ein Fichtenbaum steht einsam.

Gedicht von H. Heine.

Gustav Eggers.

Grave.

SINGSTIMME.

PIANOFORTE.

Ein Fich = ten = baum steht ein = sam im Nor = den auf kah = ler Häh', ihn

schlä = fert; mit wei = ßer De = = ße um = hül = len ihn Eis und Schnee. Er träumt von ei = ner Bal = me, die fern im

Mor = gen = land ein = sam und schweigend trau = ert auf brennen = der Fel = sen = wand, auf bren = nen = der Fel = sen = wand: fern im Morgenland!

una corda

cresc.

Ped.

[4242]

alten Hans und das Hufeisen fest machen lassen. Ich werde also beim Reiten Musik haben, Gedächtnis," fuhr er, zu seiner Frau gewendet, fort, "und Du wirst mich gleich von Weitem kommen hören, ohne nur zum Fenster hinauszusehen, denn das verdammte Ding wird sicher klappern und klirren bei jedem Schritt, den der alte Bursch thut." Mit einem etwas gezwungenen Lachen berührte der junge Mann die Flanke seines Pferdes mit der Gerte und ritt davon.

Hedwig sah ihm mit schwachem Lächeln nach, dem Klirren des lockern Hufeisens lauschend, welches, wie Joseph vermuthet hatte, jeden Schritt mit einem lauten, seltsamen Ton begleitete. Bald schwand jedoch das Lächeln dahin und machte dem Ausdruck tiefer Trauer Platz auf dem schönen Gesicht der jungen Frau.

Sie strengte ihre Augen an, die Gestalt des Reiters noch zu sehen, wie er in den Wald einritt, welcher zwischen der Föhrelei und der kleinen Stadt P. lag.

Dieser Wald war übel berüchtigt, von keiner menschlichen Wohnung unterbrochen; nur einige versäumlerte Bäume, ein gähnender Keller und ein verstopfter Brunnen zeigten, daß dort einst ein Haus gestanden. Ein junger Jäger mit seiner hübschen jungen Frau hatte in dem Häuschen gewohnt; als der Mann eines Tages abwesend, gab die Frau einem Kinde das Leben. Während sie hilflos dalag, brach in dem Häuschen Feuer aus, und Mutter und Kind kamen um in den Flammen.

Seit jener Zeit ward der Wald möglichst gemieden, doch manche einsame Wanderer erzählten schauerliche Geschichten von Seufzern, die der Nachtwind ihnen zugetragen, von einer weißen Gestalt, die mit einem Kind auf dem Arme unter den Bäumen umherwandelte.

Einsame, im Schooß der Natur wohnende Menschen sind gewöhnlich in hohem Grade zu Dem geneigt, was wir Ahnungen nennen und werden häufig abergläubisch gescholten, weil ihr Sinn für das Uebernatürliche bedeutend mehr geschärft ist, als der der Bewohner der Städte und anderer, von geschäftlichem Treiben belebter Orte.

Wir Alle wissen, daß es Dinge und Erscheinungen giebt, deren Zusammenhang mit der Natur wir nicht zu errathen vermögen, und die wir daher übernatürlich nennen. Doch wer dürfte hoffen, in die innere Werkstätte der Naturgeheimnisse zu schauen, wenn nicht Die, welche mit ihr allein sind, an ihrem Herzen ruhen und ihrer flüsternden Stimme lauschen?

Die Seelen der Alleinlebenden sind stets erfüllt von dem gedankenzugenden Hauch der Einsamkeit, ihr Geist ist im Zustande ewig wachsender Aufmerksamkeit. Was sie sehen, was sie hören, ist nicht von Menschen herrührend, das Klirren der Bäume, das Brausen der Bergwasser ist ihre Unterhaltung, wie sollten sie nicht Mancherlei vernehmen und fühlen, was für die Weltmenschen nicht existirt?

So wollen wir denn nicht spottend und kopfschüttelnd uns abwenden von dem Ahnungsgrauen der einsamen Hedwig, die, in ihrer rings vom Wald umgebenen Behausung zurückbleibend, dem Gatten mit Thränen der Angst nachsah.

"Gott, mein Gott," rief sie, "warum mußte Joseph heut durch den Wald. In dem Keller kam ein Bismuth lauern und ihn erschleßen, ohne daß der Thäter jemals entdeckt wird, oder vielleicht hat jemand erfahren, daß er mit Geld zurückkommt, verfolgt und mordet ihn. Mein Gott, warum ließ ich ihn fort?"

Einige Minuten weinte Hedwig leidenschaftlich, doch dann, ihre Angst niederkämpfend, trocknete sie die Augen und ging an ihre häuslichen Beschäftigungen, denen sie ohne weitere weibliche Hilfe sehr geschickt vorstand.

Beimal jedoch ließ sie am heutigen Tage von ihren Geschäften weg, um nach der großen schwarzwalden Uhr zu sehen, und als sie am späten Nachmittag ihre wirtschaftlichen Arbeiten vollendet, nahm sie ein Nähzeug und setzte sich in dem Stübchen nieder, fast zum ersten Mal in ihrem Leben das fürchtbare der Einsamkeit fühlend.

Sie hielt den Athem an, lauschend nach einem Laut des Lebens außer dem schauerlichen Picken der Uhr, und als sie endlich einen dumpfen Klang zu hören glaubte, fühlte sie mit Entsetzen, daß es nur ihr eigenes, angstvolles Herz sei.

Die Nachmittagssonne schien so warm in die Küche, daß Hedwig hinaus ging und sich mitten auf der besonnten Stelle niederließ, einigen Trost findend in der Wärme und Helle des himmlischen Strahls.

Dann ging sie zur Thür und schaute lange und gespannt den Weg hinunter, doch kein lebendes Wesen war zu sehen.

Als ihre Augen von diesem vergeblichen Suchen zurückkehrten, blieben sie haften auf der Hüfte in einiger Entfernung vom Hause, die von Jacob Frank, dem Arbeitermann, und dessen kleinem Sohn Jörg bewohnt ward.

Dieser Mann, den schon Joseph's Vater in Dienst genommen hatte, und der schon lange vor Hedwig's Anfuhr seine Frau verloren, war von mürrischem, menschenfeindlichem Wesen, und eher geeignet, Abscheu, als Zuneigung zu erregen. Dennoch fühlte Hedwig, daß heut ihr sogar die Gesellschaft Frank's ein Trost wäre, und sie eilte hinüber, um in der Nähe der Menschen vor dem unerklärlichen Entsetzen Schutz zu suchen, welches ihr Herz zusammenpreßte.

Doch auch das Häuschen war still und öde, sogar Jörg war nicht dort, sondern wahrscheinlich seinen knabenhaften Vergnügungen im Walde nachgegangen.

Hedwig kehrte seufzend wieder um, setzte sich in das Stübchen und begann ein geistliches Lied zu singen. Doch ihre Stimme zitterte, sie konnte nicht singen, sie konnte nicht arbeiten; sie ließ das Nähzeug aus der Hand gleiten und schlich aus dem Hause so leise, als fürchte sie, einen schlafenden Feind zu wecken.

Auf dem Rasenplatz, in einiger Entfernung von dem Hause, stand sie still und ließ sich dort nieder. Die Sonne war eben im Untergehen, als Jörg vom Waldwege herkam, das Rindvieh vor sich hertreibend, während von der andern Seite, wenige Minuten später, Jacob Frank erschien.

Hedwig ließ dem Knaben entgegen.

"Hast Du den Herrn nicht gesehn?" fragte sie.
"Nein, Madame, ich bin nur ein kleines Stübchen Weges gewesen, das dumme Vieh lief ins Bauholz, und da muß ich hinter ihnen her, und sie fortführen. He, Vater, da seid Ihr ja!" rief er, Jacob Frank erblickend. "Habt Ihr nichts geschossen?"

"Nein, verdammt..." brummte Jacob, die Zähne zeigend, wie ein wüthender Wolf; darauf ging er, Flüche murmelnd, in die Hütte und schloß die Thür von innen zu.

"Was, Alter, seid doch nicht so grimmig," rief der Knabe, verblüfft über die verschlossene Thür; "kann ich dafür, daß Ihr nichts geschossen habt? Ich hörte die Flinten zweimal knallen" — fuhr er leiser, zu Hedwig gewandt, fort — "gewiß hat er fehl geschossen, und darum ist er so ärgerlich — nicht wahr, Madame?"

"Ich weiß nicht, Jörg," antwortete seine Herrin, die, obgleich sehr überrascht von Jacob's heftigem Wesen, es nicht rathsam fand, über sein Benehmen mit dem Knaben zu reden, sondern sich nur im Stillen vornahm, ihren Mann zu bitten, sie nicht mehr mit diesem unheimlichen Menschen allein zu lassen.

"Ich will Dir melken helfen, Jörg," sprach sie freundlich, mit Gewalt die traurigen Gedanken zurückdrängend. "Es ist heut schon spät, und Du kannst allein nicht fertig werden."

"Ich kann ja den Vater rufen," entgegnete Jörg mit verlegenem Grinsen.

"Nein, nein," sprach Hedwig schnell, fast furchtsam auf das kleine Häuschen blickend. "Er ist gewiß müde, also störe ihn nicht. Ich melke gern."

Der Knabe machte ferner keine Einwendungen, und das Geschäft ward still beendet.

Jörg trug die dampfenden Milchimer in die Küche und lief dann hinüber zu seines Vaters Hütte.

Hedwig sah nach der Uhr. Sie zeigte auf acht. Um acht Uhr spätestens wollte er hier sein," sprach sie leise zu sich selbst, ging vor die Thür und blickte hinüber zu dem Walde, über dem schon die schwarzen Schatten der Nacht lagerten.

Niemand war zu sehen, als Jörg, der langsam und betrübt von seines Vaters Hause herkommend, ausrief:

"Der Vater läßt mich nicht ein. Er sagt, er ist krank, hat sich ins Bett gelegt, und kann nicht aufstehen und mir aufmachen."

"Läß gut sein, Jörg, Du kannst hier bleiben," sprach Hedwig freundlich, "Du kannst in der Küche schlafen, und ich gebe Dir einen Napf frischer Milch zum Abendbrod."

Jörg's Gesicht hellte sich augenblicklich auf und er trat ins Haus, wo er alsbald sich zu der verheißenen Mahlzeit niederlegte.

Hedwig bereitete noch allerlei ländliche Leckerbissen für den lieben Erwarteten; um halb neun Uhr waren alle Vorbereitungen getroffen, und Hedwig mußte sich entschließen, die Lampe anzuzünden, was sie sehr ungern that, denn damit war der Tag beendet, und die Nacht nahm ihren Anfang.

Nach einer halben Stunde schlief Jörg fest in seinem improvisirten Bett auf der Bank in der Küche; die junge Frau räumte weinend den Tisch ab und stellte das unberührte Abendessen bei Seite. Dann setzte sie sich an den Tisch und starrte in das Licht, während unbewußt große Thränen aus ihren Augen auf die gefalteten Hände flossen. So dasitzend, rief sie alle schönen Tage ihrer zweijährigen Ehe sich ins Gedächtnis zurück. Sie dachte aller zärtlichen Worte und Liebkosungen, womit ihr Gatte sie beglückte, sie dachte seiner männlichen Kraft und Schönheit, seiner zarten Sorgfalt, ihr das Leben zu verschönern. Sie flüsterle leise die süßen Worte, mit denen er sie in sein Haus eingeführt, und erdöthete, da sie sie wiederholte.

Jetzt schlug die Uhr zehn.

"Ach, er kommt heut Abend nicht mehr!" sprach sie so verzweifelt und so schmerzlich weinend, daß sie den Bibelvers kaum zu lesen vermochte, wie sie jeden Abend gewöhnt war zu thun. Sonst las sie laut, aber heut war kein Zuhörer da, und so las sie denn leise und zerstreut aus den vor ihren Augen schwimmenden Buchstaben die bekannten Verse.

Es lag bedeckte nun Hedwig die Lampe mit dem Schirm, suchte dann, nach einem langen schmerzlichen Blick auf die jetzt vom Mond hell beleuchtete Gegend, ihr einsames Lager auf und versuchte zu schlafen.

Doch kein Schlaf kam in ihre Augen, ihre Gedanken weilten unausgesetzt bei der traurigen Ruine in dem schauerlichen Walde, und wie sehr sie auch strebte, jede Furcht als kindischen Aberglauben zu verbannen, sie vermochte es nicht.

Es schlug elf, zwölf, und Hedwig, von Wachen und Thränen müde, sank endlich in einen unerquicklichen Schlaf. Plötzlich schredte sie auf, die Augen weit öffnend, und lautete.

Sie hatte den scharfen Trab eines Pferdes gehört, gemischt mit dem Klirren des losen Hufeisens, an dem sie das Nahen ihres Gatten erkennen sollte, wie er gelang.

Sie sprang aus dem Bett ans Fenster und sah hinaus. Nichts — kein Reiter, kein lebendiges Wesen, nur der leere, staubige Weg im bleichen Schein des Mondes, nur die schaurige Stimme des fernen, rauschenden Waldes.

"Es war ein Traum!" sprach Hedwig traurig und kehrte auf ihr Lager zurück, doch der einmal unterbrochene Schlummer wollte nicht wiederkommen. Wachend lag sie lange, mit weit offenen Augen das Spiel des Mondstrahles auf dem Fußboden anstarrend.

"Horch, jetzt ist's kein Traum — das ist ein Pferd, und kein anderes als Leichfuß."

Auf den Elbogen gestützt, lauschte Hedwig angestrengt mehre Minuten. Der Ton kam näher, jetzt hörte sie ihn dicht an der Thür. Freudig sprang sie abermals auf und eilte ihrem Gatten entgegen. Sie stand auf der Schwelle — aber — Niemand war da, Alles leer. Und doch glaubte sie diesmal ganz gewiß, sie hätte ihn gehört. Sie ging hinaus auf den thaugigen Grasplatz und schaute forschend den Weg hinab, den ihr Gatte kommen mußte, weit hin bis zum Walde. — Niemand kam, Niemand war da.

Mit bleichen Lippen, mit starren Augen, mit zusammengepreßten Händen, schielend, als sei die Juninacht eine Winternacht, durchspähte Hedwig die Gegend. Vielleicht war Joseph in den Pferdestall gegangen. Nein, das Thor war fest geschlossen.

Oder er hat sich irgendwo versteckt.

"Ein graufamer Scherz," dachte Hedwig, und doch gab dieser Gedanke ihrem Herzen allein die Kraft, weiter zu schlagen.

Ihr nackten Füße und leichten Bekleidung nicht denkend, lief sie hinter die Stallung, hinter das Haus, hinter Frank's Hütte; sie hatte sogar schon die Hand erhoben, anzuklopfen und Jacob's Beistand zu erbitten, doch ein Gefühl des Widerstrebens hielt sie zurück.

Hätte ein einsamer Wanderer sie geschaut im leichten weißen Gewand, mit fliegenden Haaren, den wilden, starren-

den Augen, den blutlosen Wangen und Lippen, er wäre in der Ueberzeugung vorübergegangen, daß er ein Phantom gesehen.

Hedwig's Suchen blieb fruchtlos. Alles lag in tiefer Nachtstube, und der kalte traurige Mond, der Alles gesehen, konnte keine Antwort geben auf ihre Frage.

Ins Haus zurückgekehrt, öffnete Hedwig das Fenster, von dem aus man den Weg übersehen konnte, ließ sich an demselben nieder und beschloß, dort bis zum Morgen ihres Gatten zu harren.

Sie achtete nicht des thaufeuchten Nachtkleides, nicht der Wunde, die ihr zarter Fuß empfangen; sie fühlte, sie dachte nichts, sie sah nur und lauschte.

Horch! Was ist das für ein Klang vom Walde her, der, stärker als das Klirren, immer näher kommt? Diesmal ist es keine Täuschung! Es ist der wohlbekannte Trab des alten Leichtfuß mit dem Geklirr des gelockerten Hufeisens; es mußte also Joseph sein!

Jetzt hat es den Wald verlassen, es klingt hohl auf der Brücke über den Bach, es nähert sich, sie hört es — warum kann sie ihn nicht sehen?

Sie streicht ihr schwarzes Haar weit aus dem Gesicht und strengt die Augen an. — Der staubige Weg schläft im Mondschein, der dunkle Wald brauset — weiter nichts.

Immer näher, immer lauter töt sie den Trab des Pferdes. Jetzt hat es die Straße verlassen und kommt den Hügel hinauf, auf dem das Haus steht; auf dem Grase klingen die Schritte schwächer, kaum hörbar, wenn das Geklirr des lockern Hufeisens nicht wäre.

Hedwig erhebt sich mechanisch von ihrem Stuhl und geht an die offene Thür. Sie geht auf den Grasplatz und wartet auf den Gruß, den der ungehebene Reiter ihr bringen wird. Die leisen Tritte des Pferdes klingen ihr ganz dicht, halten eine Weile inne an ihrer Seite und Hedwig fühlt sich wie von einem eiskalten Mantel umhüllt. Dann löst sie, wie sich der unsichtbare Reiter langsam entfernt, und an Jacob Frank's Hausthür hält.

Eine furchtbare, schauerliche Gewißheit flog wie ein Blitz durch Hedwig's Seele.

Ohne Säumen, doch mit derselben halb erstarrten Bewegung, wie sie das Haus verlassen, glitt sie über den Grasplatz zu Jacob's Hause und stieß die Thür auf.

Mitten im Flur stand Jacob Frank, völlig angekleidet, wie zur Flucht. Zu seinen Füßen lag ein Bündel, und seine zitternde Hand faßte eine Flinte, die zu erheben ihm jedoch die Kraft fehlte. Seine Augen hingen an der Thür mit starren Blicken.

Einige Augenblicke sahen die Beiden einander an und lasen Eins in des Andern Seele. Jetzt hörte Hedwig wieder dicht hinter sich den Klang der Pferdehufe, und vernahm, wie sie dann den Weg nach dem Walde einschlugen.

Langsam erhob die junge Frau ihre Hand, streckte sie gegen den zitternden Glenden aus und flüsterle mit bleicher, trockener Lippe:

"Komm!"

Widerstrebend, doch einer unwiderstehlichen Macht gehorchend, folgte Jacob der vorangehenden Herrin auf dem vom Monde erhellten Wege nach dem Walde.

Dicht vor ihnen, ihrem Ohre vernehmbar, doch ihrem Auge unsichtbar, ritt in gemessenem Trab der unsichtbare Reiter. Ueber die Brücke, vorbei an einzelnen Bäumen, dann hinein in den schwarzen Schatten des Waldes ging der Weg, von keinem Mondstrahl mehr erhellt; einziger Führer in dieser dunkeln Wildnis war der schauerliche Klang der Pferdehufe, den die vereinsamte Gattin in ihrem gefolterten Herzen, ihr Begleiter in seinem Gewissen zu hören glaubte.

Nun lichtete sich der Wald etwas, der Mondstrahl beleuchtete wieder den Pfad. — Es war die Stelle beim Jägerhause. Die Tritte des unsichtbaren Führers wendeten sich etwas seitwärts, langsam und gemessen der Ruine sich nähernd. Hedwig folgte ihnen, und dicht hinter ihr schreitet der von Entsetzen durchschauerte Mann, gezogen von einer unwiderstehlichen Macht.

Jetzt haben sie sich dem Brunnen genähert und hören den Tritt des Pferdes nicht mehr — die Beiden sind am Ziele.

Hedwig beugt sich über die schwarze Tiefe des Brunnens, dessen Geländer vom zerstörenden Feuer verzehrt war. Anfangs sieht sie nichts, doch jetzt glitt ein Mondstrahl hinab an der schlammigen Wand des Brunnens in die schwarze Tiefe, die Oberfläche des Wassers matt beleuchtend.

Und Hedwig sieht die grüne schlammige Fläche unterbrochen, über dem schwarzen Wasser eine weiße, krampfhaft geballte Hand, die den Himmel zur Rache aufzurufen scheint.

Hedwig erschrickt nicht, noch bricht sie in verzweifelte Klagen aus. Langsam erhebt sie das Haupt, richtet die wilden, stieren Augen auf des Mörders Antlitz und deutet stumm auf die schwarze Tiefe.

Von der gebieterischen Macht dieses Blickes unterjocht, tritt Jacob Frank näher und sieht hinab.

Er sieht hinab, stößt einen heißen Schrei des Entsetzens aus, ringt die Hände in wilder Verzweiflung, strauchelt und stürzt über den unbeschlüpften Rand des Brunnens hinab in die Tiefe, deren schwarze Wasser sich über ihm schließt.

Hedwig steht einen Augenblick starr mit ausgestreckten Armen, auf die Stelle blickend, wo Jacob gestanden, wendet dann sich still ab und setzt sich ruhig auf die steinerne Thürschwelle des verbrannten Hauses nieder, mit fromm gefalteten Händen, die Augen auf den schwarigen Brunnen gerichtet. So weilt sie, bis das geisterhafte Mondlicht erlosch, bis die Morgendämmerung im Walde auftauchte, bis die Sonne emporstieg und spottend die Scene des Grauens beleuchtete. — So ward sie gefunden von denen, die in Jörg's Begleitung kamen, sie aufzusuchen.

Als die Männer sich näherten, erhob sie sich langsam, und sprach, auf den Brunnen zeigend, ruhig: "Joseph und Jacob sind dort unten. Ich weiß nicht, was sie so lange dort machen. Leichtfuß muß noch hier irgendwo sein — vielleicht im Keller. Er hat ein loses Hufeisen, er ist nicht zu verkennen, es klingt immer klad klad, klad klad."

Hedwig ward in ihres Vaters Haus gebracht, ihre weinende Mutter brachte sie in das Bett, in dem sie als Mädchen geschlafen, und pflegte sie mit aufopfernder Liebe, obgleich sie nicht an ihre Genesung glaubte. Aber ach, Jugend und Gesundheit sind oft grausam zähe Fesseln. Hedwig Bürger erstand von ihrem Krankenbett, lebte noch mehre traurig stille Jahre, doch kein Lächeln flog mehr über die bleichen Lippen, kein bewegendes Gefühl färbte die Wangen oder belebte den Spiegel der starren Augen.

Sie lebte, doch in der Vergangenheit.
 Von Entsetzen erfüllt, zogen Landleute den Körper des Mörders und seines Opfers aus dem Brunnen. In der Tasche des Erstern fand man die elende Summe, für die er seine Seele verkauft, und in der Brust des Gemordeten eine Kugel, welche zu Frank's eigenthümlicher Blinde passte.
 So hatte also die Angst, in Hedwig's liebendem Herzen, sich zur Ahnung gestaltet, sie sicher auf die gräßliche Spur des Verbrechens geführt; in ihren Ohren klang der erschnte Laut des klirrenden Pferdehufes, derselbe Laut klang auch, wie Spott der Hölle ins Ohr des Verbrechers, die beraubte Gattin an den Ort ihres Verlustes, den Mörder an den Ort seiner Unthat ziehend, wo er die gerechte Strafe derselben empfing.
 Joseph Bürger ward auf dem Kirchhof seiner Vaterstadt bei seinen Vätern begraben, Jacob Frank in dem Keller der Wanne des Jägerhauses, wo er wahrscheinlich im Hinterhalt gelegen und auf sein Opfer gefauert.
 Der Abscheu vor dieser Stelle des Waldes war seit jenem unglücklichen so groß, daß ein anderer Weg geschlagen werden mußte. Der Steig zum Jägerhause und die Stelle, wo es gestanden, ward von Menschen nicht mehr betreten, sondern den Dämonen und Gespenstern überlassen, mit denen der Aberglaube solche durch Verbrechen gebranntmarkte Orte bewohlet.
 [1228]

Cäsar Ducornet.

Vor ungefähr 50 Jahren ward zu Lisle in Frankreich einem armen Schuhmacher ein Kind geboren, das kaum ein Kind zu nennen. Es hatte keine Arme, und seine kleinen magern Beine versprachen nur sehr unvollkommene Schwerkzeuge zu werden, denn jeder Fuß hatte nur vier Zehen. Dennoch liebten der gute Schuhmacher und seine Frau das arme Kind und nannten es Cäsar. Warum sie dem so unbeschreiblich hilflosen Kinde diesen hochklingenden Namen gaben, läßt sich schwer begreifen, denn keinesfalls thaten sie es in der Hoffnung, ihr Kind könne ein mächtiger Kriegsheld wie der römische Cäsar werden. Doch Cäsar nannten sie ihn, und er bewies sich in der Folge dieses Namens mehr als würdig.

Der kleine Cäsar begann, in Ermangelung der Arme, sehr bald Gebrauch von seinen Füßen zu machen. Als er alt genug war, über diesen Mangel nachzudenken, klagte und weinte er nicht, noch ergab er sich dem Müßiggang unter der Entschuldigung, daß er nichts thun könne, weil ihm Arme und Hände fehlten. O nein, dazu war der kleine Cäsar bei Weitem zu hoch geputzt. Er verjuchte mit seinen Zehen alles Das zu thun, was gesunde Kinder mit ihren Fingern vollbringen.

Cäsar spielte Ball mit den Füßen, schnitt mit dem Messer, zeichnete mit Kreide Linien auf die Dielen, ja er schnitt sogar mit der Scheere seiner Mutter Figuren aus Papier. Und Alles machte er sehr gut, besser als die meisten Knaben seines Alters. Bravo, kleiner Cäsar!

Eines Tages fand man Cäsar beschäftigt, mit einer zwischen die Zehen geklemmten Feder Buchstaben auf Papier zu schreiben. Ein alter Schreiblehrer hörte davon und war so erfreut von des Knaben Strebsamkeit, daß er sich erbot, ihn unentgeltlich zu lehren. Das Anerbieten ward angenommen, und in einem Jahre schrieb der armlöse Cäsar besser als alle anderen Schüler des alten Schreibmeisters. Bravo, kleiner Cäsar!

Da er nun die Höhe der Schreibkunst erreicht, versuchte Cäsar auch mit seinem Fuß — zu zeichnen. Ja, ja, zu zeichnen! Er füllte ganze Hefte mit Skizzen und Zeichnungen, welche so geistvoll, originell und treffend waren, daß sie die Aufmerksamkeit eines Künstlers erregten. Durch Vermittelung dieses Künstlers ward Cäsar in die Academie für Zeichenkunst aufgenommen, und — sollte man es glauben — Cäsar gewann in den Jahren, die er in der Academie zubrachte, stets die höchsten Preise alle Classen hindurch! Da riefen die Leute in Lisle: „Bravo, Cäsar Ducornet!“ und waren stolz auf den Knaben, der ohne Arme zeichnete. Cäsar wählte nun die Malerkunst zu seinem Beruf. Er ging nach Paris auf die königliche Academie, und gewann die zweite und dritte Medaille. Seine Portraits und Gemälde waren sehr begehrt, Füßchen und Große wurden seine Gönner, seine Werke wurden in Kirchen und Gemälde-Gallerien aufgestellt; einige derselben sind von großem Werth, so wie von großem Umfang, und werden noch heutzutage sorgfältig aufbewahrt und hochgeschätzt.

„Wie konnte aber Cäsar Ducornet große Bilder malen?“ fragt man unwillkürlich. Wir bedienen uns der Worte eines Reisenden, der ihn einst bei der Arbeit sah und den Besuch in folgender Weise schildert.

„Wie werde ich den Eindruck vergessen, den wir empfingen, als wir Cäsar Ducornet's Atelier betreten. Auf einer Staffelei ausgeharrt, stand eine ungeheure Leinwand, auf welcher die Gestalt eines Generals Leben zu gewinnen begann; über die Leinwand hin glitt mit ungläublicher Geschwindigkeit, gleich einer Fliege an der Wand, der verkrüppelte Körper eines Menschen, gekrönt von einem ausdrucksvollen Kopf mit edler hoher Stirn und Feueraugen. Wo diese Gestalt über die Leinwand glitt, ließ sie auch Spuren von Farben zurück. Einige Schritte näher gehend bemerkten wir, daß ein hohes, doch ganz leichtes Gerüst vor der Leinwand angebracht sei, auf dessen Stufen auf- und abklimmend, sich bündend und hindurchwindend auf ganz unbeschreibliche Weise das misgestaltete Wesen arbeitete. Wir sahen nun, daß er keine Arme hatte, daß seine kurzen Beine ohne Lenden dicht am Kumpf begannen, und daß jedem seiner Füße eine Zehe fehlte. Mit einem Fuß hielt er die Palette, mit dem andern einen Pinsel, im Munde noch einen Pinsel und eine große Bürste. So angethan, rollte und glitt er hin und her, wand sich hindurch und malte auf wahrhaft wunderbare, unbegreifliche Weise. Mehrere Minuten stand ich und mein Begleiter mitten im Zimmer, stumm vor Staunen und Bewunderung, die Forderungen der Höflichkeit gänzlich vergessend. Da ging von dem misgestalteten Wesen ein freundlicher, wohlklingender Gruß aus, mit vollkommener, sonorer Stimme gesprochen;

das seltsame Wesen nannte uns beim Namen, lud uns zum Sitzen ein, glitt dann von dem Gerüst hinunter auf den Boden, kam, oder rollte vielmehr auf uns zu und schwang oder schnellte sich neben uns auf das Sopha. So sah ich mich denn zum ersten Male dem Historien-Maler Cäsar Ducornet gegenüber.

Im Laufe der nun folgenden Unterhaltung entfaltete das verkrüppelte Wesen so viel heitern Humor, so viel liebenswürdige Herzlichkeit, daß es unsere Zuneigung vollständig gewann. Seine Mißgestalt vergessend, sahen wir in ihm nur den ausgezeichneten Mann, nach dessen Freundschaft wir strebten, und reichten, von mächtiger Empfindung getrieben, ohne zu überlegen, ihm die Hand hin. Ducornet lächelte traurig und blickte auf seine armlosen Schultern.“

Dreißig Jahre arbeitete der wunderbare Mann in dieser Weise, dann wurden seine Füße, die ihm die Hände ersetzten, vom Schlagfluß gelähmt. Am 26. April 1836 brach sein großes Herz. Cäsar Ducornet starb in den Armen seines Vaters und eines Freundes, der ihm mit väterlicher Liebe gebietet und ihn gepflegt in seiner Hilflosigkeit.

So starb dieser große Cäsar — kein Eroberer auf blutigem Schlachtfelde, kein Beherrscher großer Völker, und dennoch ein Sieger, denn er gab ein erhabendes Beispiel von der Macht des Geistes über die Materie.
 [1239]

Die Brauerswitwe

oder

Großmutter zweier Königinnen.

In einem kleinen Dörfchen, einige Meilen von London, saß in einem niedrigen Stübchen ein schönes Mädchen von 16 Jahren und schluchzte, als sollte ihr das Herz brechen. Das arme Kind hatte wohl Ursache, denn in diesem Gemach hatte ihre Mutter sieben den letzten Seufzer ausgehaucht. Im Zimmer stand die Leichenfrau und eine Nachbarin, ungerührt und unbekümmert um das Herzeleid der Tochter, sich unterhaltend über die Ursachen der großen Dürftigkeit im Hause der Verstorbenen.

„Jack Forsyth“ (des Mädchens Vater), sprach die Nachbarin, „hatte seine 300 Pfund Vermögen, aber Alles brachte er durch und ließ seiner Frau und seinem Kinde nichts übrig; so mußten sie denn natürlich der Gemeinde zur Last fallen.“

„Ja, ja, das kommt von dem lieberlichen Leben,“ bekräftigte die Todtenfrau — „aber es kann ja nicht anders sein, wenn Jedem erlaubt ist, nach Gefallen in das schöne Geld hineinzuwirthschaften, das der liebe Herrgott Einem bescheert.“

Ellen Forsyth, welche ungeachtet ihres Schmerzes nicht umhin konnte, der Unterhaltung der beiden ehrsamten Frauen zuzuhören, beschloß bei sich, es komme was da wolle, der Gemeinde nicht länger zur Last zu sein. Sobald also die Ueberreste der geliebten Mutter der Erde übergeben waren, nahm Ellen ihre wenigen Habseligkeiten zusammen und wanderte beherzt auf London zu. Sie hatte gar viel Merkwürdiges von London gehört, war aber noch nie dort gewesen.

Nach fünfständigem Marsch, müde und erschöpft, langte sie endlich in einer der Vorstädte an und trat in ein kleines Wirthshaus. Es war gerade während der unruhigen Zeiten unter Karl's I. Regierung, und so konnte sie, da es ihr an einer Empfehlung mangelte, keine Stellung als Dienerin finden. Das wenige Geld, das sie besaß, ging zu Ende, und als sich keine andere Aussicht ihr darbot, suchte sie ein Unterkommen bei einem reichen Brauer als Magd, zu dem Gehalt, Bier aus dem Brauhaus zu holen — sie ward also, was man dort ein Fajweib nennt.

Mr. Peasley, der Brauer, zufällig noch ein lebiger Mann, der das hübsche Mädchen bei ihrer niedrigen Beschäftigung gesehen, nahm sie alsbald in sein Haus als Dienstmädchen. Hatte Ellen schon als Fajweib hübsch ausgesehen, so sah sie jetzt in der neuen schmucken Kleidung noch hübscher aus. Ueberdies war sie, bei aller Bescheidenheit, lebhaft und klug, stets offen und ohne Falsch, kurz, der Brauer, der ein empfänglichster Herz hatte, sah von Tag zu Tag sich fester umschlungen von den Regem der Liebe. Es verfiel ihm zwar zwischen ihm, dem reichen Eigenthümer, und dem armen Dienstmädchen ein ungeheurer socialer Unterschied — das sah er ein — doch das Mädchen war allen Verführungskünsten jener darin sehr geübten Zeit vollkommen unzugänglich, und so warf sich denn eines Tages der bezauberte Brauer, seiner Leidenschaft nicht mehr Herr, vor der tugendhaften Ellen nieder und trug ihr seine Hand und sein Vermögen an, welches sie, ohne zu langem Bedenken, gütig annahm.

Ellen Forsyth, jetzt die Gattin eines reichen Mannes und begabt mit Reizen, um welche die schönsten Frauen Englands sie beneiden konnten, ward bald gesucht, geehrt, bewundert und dabei in gleichem Maße geliebt von anderen Frauen, die es mit angesehen, wie sie aus einem simplen Fajweibe eine reiche Dame geworden, die mit Vieren fuhr und über die unerschöpfliche Börse des Fürsten der Brauer in London gebieten konnte. Peasley, der doppelt so alt war als seine Frau, starb, da sie noch nicht 25 Jahre zählte, und ließ sie als alleinige Erbin eines Vermögens zurück, das sie jetzt mehr als je zum Gegenstand der Bewunderung eines Heeres von Schmeichlern und Glückseligern machte.

Das Geschäft ward natürlich aufgegeben, und Niemand als die Neidischen und Bözwilligen brachten die Verhältnisse ihres frühern Lebens zur Sprache oder erinnerten sich ihrer niedern Stellung als Dienstmagd. Den Herzogen, Lords und Carls, deren Größe sie durch die Fenster ihres Wagens erwiderte, war auch nicht im Geringsten daran gelegen, viel von dieser dunkeln Vergangenheit zu erfahren, so lange nur die reiche, schöne Wittwe ihre Huldigungen freundlich annahm und sie durch ein holdseliges Lächeln ermutigte, nach größeren Triumpfen zu streben.

Bei dem Tode des Mr. Peasley ward der jungen Wittwe ein ausgezeichnete junger Rechtsgelehrter, Namens Hyde, empfohlen, als besonders geeignet, die Geschäfte ihres verstorbenen Gatten zu ordnen.

Nun ist es, im Leben wie in Romanen, schon häufig vorgekommen, daß z. B. die vornehme Dame an ihrem Pagen, an ihres Vaters Secretair, der alte Onkel Hagestolz an der

Haushälterin Gefallen findet, obgleich er reiche und arme Verwandte in Menge hat. — Warum sollte ein: schöne, reiche Brauerswitwe nicht an dem jungen strebsamen Anwalt Gefallen finden, welcher ihre Geschäfte regulirt? So viel ist gewiß — Frau Ellen Peasley blieb nicht ungerührt bei den Aufmerksamkeiten ihres getreuen Sachwalters, und er, ein zu guter Geschäftsmann, um eine so wichtige Sache, als die Sicherung des Vermögens einer Wittve ist, mit Laubheit zu betreiben, legte schleunig sein Interesse dafür nebst seiner Liebe zu Ellen's Füßen. — Er liebte, ward und ward angenommen.

„Pfui! das ist nicht ein bißchen romantisch!“ höre ich die Leserin sagen — „das schmeckt gar zu sehr nach der Welt, nach Berechnung und Eigennutz!“

Freilich, wer sich die Liebe nicht anders als in einer Hütte vorstellen mag, wem Troubadours und Mondschein, Erenaden und Gedichte davon unzertrennlich sind, der wird vielleicht geringschätzig auf die Ehe des verständigsten Paares blicken, obgleich er einsehen muß, daß es dem jungen Hyde nicht allzu schwer geworden sein kann, die reiche Brauerswitwe, die ehemalige Dienstmagd, zu lieben, da sie nicht nur reich, sondern auch jung und schön war.

Kurz, die Vermählung fand wirklich statt. Die Brauerswitwe heirathete den Rechtsgelehrten Hyde, später Carl von Clarendon, welcher bekanntlich der Schwiegervater König Jacob's II. von England wurde durch dessen Vermählung mit seiner Tochter Anna Hyde, die ihrem Gemahl zwei Töchter schenkte, Marie und Anna, beide nachmals Königinnen von England.

So ward also aus dem armen Fajweibe in Mr. Peasley's Brauerei die Großmutter zweier Königinnen.
 [1225]

Die Mode.

Die Mode ist jetzt auf dem Punkt angelangt, wo sie, gleichsam erschöpft von der Hitze des Sommers, die Hände in den Schooß legend, von der Mühe des Schaffens und Erfindens sich ausruht. Wir gönnen ihr, so wie allen ihren Dienern und Dienerrinnen von Herzen das dolce far niente und wollen uns ohne Murren mit dem Vorhandenen begnügen, bis die Siesta der Mode beendigt.

Barège, Mouffeline, Gaze, Jaconet das sind die Stoffe, aus denen die Damentoilette fast ausschließlich sich herstellt, höchstens waqt hier oder dort ein leichtes Taffetkleid sich in die süßlich glühende Lust hinaus.

Die Kleider von durchsichtigem Stoff werden jetzt vielfach mit hoher Taille getragen, d. h. in der Weise, daß nur der leichte Stoff des Kleides bis nach oben reicht, während das Futter ein ausgeschüttenes Leibchen bildet. Dergleichen Taillen werden sowohl glatt als faltig getragen. Die gänzlich ausgeschütteten Taillen sind ebenfalls sehr begünstigt, wie es die Jahreszeit mit sich bringt, und hat für diesen Fall die Mode Sorge getragen durch reizende Berthen und Fichus den Taillen einen angemessenen Schmuck zu geben.

Mehre der neuesten pariser Modelle in dieser Branche der Damentoilette (dem reichhaltigen Magazin von Theodor Morgenstern, Berlin, Schloßfreiheit Nr. 6, entnommen) werden nächstens im Bazar erscheinen, und die Leserinnen mit den modernsten, elegantesten Formen derartiger Schmuckartikel bekannt machen.

Da die Taillen jetzt häufig rund, d. h. ohne Schwebbe, getragen werden, so sind die Gürtel und Gürtelbänder allgemein angenommen. Auf leichte, namentlich weiße Kleider ist ein um die Taille geschlungenes, vorn sich zu einer Schleife vereinigendes und in langen Enden herabhängendes Taffetband der beliebteste Gürtel. Zumeilen werden diese Gürtel auch, statt vorn, auf der Seite geschlossen, so daß die Verzierung der langen Schleife seitwärts, gewöhnlich links ihren Platz findet. Allgemeiner angenommen indeß ist die Weise, die Schleife des Gürtels vorn in der Mitte anzubringen. Außer diesen Gürtelbändern werden die Gürtel von Gros Grain sehr getragen; diese schließt man mit einer Schnalle oder Agraffe.

Als eine der gräßlichsten Moden müssen wir die bezeichnen, Robe und Mantille oder Shawl von gleichem Stoff zu tragen. Einfachheit und Eleganz ist in dieser Tracht vereinigt, welche nicht nur an weigen, oder hellfarbigen Mouffeline- und Barègekleidern sich auf die anmutigste Weise geltend macht, sondern ebenso wohl bei Roben von Taffet und anderen Seidenstoffen von schöner Wirkung ist.

Im Allgemeinen behauptet die Mantille in dieser Saison nicht den ersten Rang; als eleganteste Umhüllung gelten die Tücher (Chales), besonders wenn sie mit Spitzen verziert sind. Uebrigens werden die Tücher aus allen nur erdenklichen Stoffen verfertigt, von Cashmir, von Seide, von Mouffeline, von Krepp, von Spitzen, und mit Chenille oder Seidenstrahlen, mit Spitzen und Schmelzglöckchen garnirt.

Die runden italienischen Strohhüte werden nur in Vädern und auf dem Lande getragen, am häufigsten mit blauem oder schwarzem Sammet garnirt, und nicht selten in leichter Weise mit den jetzt beliebtesten schwarzen Hahnenfedern geschmückt.

Madame Alexandrine, die große Modistin in Paris, garnirt unter andern die runden italienischen Hüte für ländliche Toilette mit einer auf dem Gipfel des Kopfes angebrachten Blumentouffe, auf welcher Lybellen in blendenden Farben oder bunte Käfer sich wiegen. Auch an den unter dem Schirm des Hutes befindlichen Blumen fehlen diese leuchtenden Insecten nicht und tragen durch den Glanz ihrer Flügel, die wie Smaragd und Rubinen schimmern, nicht wenig zur Schönheit des Ganzen bei.

Das Wohlgefallen an schwarzen Bändern dauert, trotz der Sommerwärme, die sonst gewöhnlich die Gunst der Damen den helleren Farben zuwendet, in unbeschränktem Maße fort. Ob die Anwendung des schwarzen Bandes zu Sommerhüten vom Standpunkt der Aesthetik zu rechtfertigen, lassen wir dahingestellt sein, doch hat die Sache neben ihrer originellen auch noch eine ökonomische Seite, nämlich die, daß ein mit schwarzem Band garnirtes Strohhut, Dank dem Contrast — bedeutend länger weiß erscheint, als der, welchem der freundlichere Schmuck hellerer Bänder gegeben ist.

Veronica v. G.

Rösselsprung - Aufgabe.

niffe.	bald,	See.	fährt	Be.	uns	unse.	se
le,	er.	dürf.	selbst.	rec.	die.	sten	in
un-	Er.	auch	schmaß	glau-	chen,	Kräf-	in
der	die	wir	rei-	aus	der	ge	mei-
kän-	fer	Ge.	o.	als	ben.	te	te
viel	bet,	ter	Wer	aus	Noth,	re	lie.
mög.	stelt	oft	Es	steß	un-	nur	Kräf-
ü-	wei-	lich.	find	zu	giebt	Glüd	se.



Homonyme.

Wenn sich der Schluimmer zu Dir nieder
In stillen Nächten friedlich senkt,
Bin ich es, die an Deine Glieder
Sich innig, weich und wärmend drängt.
Doch traue mir nicht; — Ich bin auch eitel
Nicht immer lieb' ich das Versteck.
Vom Helm des Kriegers, von dem Scheitel
Der Frauen 'Haut' ich stolz und fed;
Ja, zieh' ich's recht in Ueberlegung,
Bin ich ein Weide, reich an Kraft.
Denn Mandes seh' ich in Bewegung,
Was ohne meinen Druck erschläft.
Nun glaubst Du, sei mein Lob zu Gade,
Geschlossen meiner Thaten Ring?
Nein, wenn ich weiter nichts verstände,
Wär' ich ein seelenloses Ding.
Das bin ich nicht, denn meinem Munde
Entspricht des Geistes reicher Born,
Von hohem Wissen geb' ich Kunde,
Ich hauche Liebe, sprühe Born.
Ich trage Freunden, die geschieden,
Des Glückes milde Botenschaft zu.
Ich läse Zwietsch, süße Frieden.
Erheb' den Kampf und vrede' die Ruh'.
Wie alle Waffen, die verumden,
Bin ich zwar etwas scharf und irisch.
Doch schaff' ich auch Dir schöne Stunden
Durch Poesie, Gemüth und Wig.
Hud kennst Du eine von uns Schwwestern
Der nichts von all' dem Rahm gebührt.
Es fällt die Schuld, so heut wie gestern,
Nur auf die Hand, die uns geführt.

Marie Harrer.

[4243]

Auflösung des Räthsels Seite 240. „Waldbrebe.“

Auflösung des Rebus Seite 240.

Lieber ein kleines Unrecht leiden, als vor Gericht darüber streiten.



Fr. P. P. in W. Muster zu Spitzen, der Breite nach zu häkeln, erscheinen in einer der nächsten Nummern des Bazar. Hinsichtlich der französischen Lectüre für Ihre Tochter ist besonders das Alter derselben in Betracht zu ziehen. In das Mädchen noch sehr jung, so würden wahrscheinlich deutsche, ins Französische übersehte Bücher demselben am meisten zuzagen. Die Werke vom Verfasser der Dstereier, deren moralische Tendenz auf das kindergemüth besonders wohlthuend wirkt, sind in ihrer Reize noch unersetzlich geblieben. So viel uns bekannt, existiren von allen Kinderschriften des Verf. der Dstereier, französische Uebersetzungen, und ohne Zweifel wird sich durch dieselben Ihre Tochter bis mindestens zum 12. Jahre sehr gut unterhalten können.

Fr. Fürstin D. O. Der Bazar hat die Erfüllung Ihrer Wünsche bereits gebracht.

Fr. M. G. in M. Das von Ihnen Gesandte wird Anwendung finden.

Fr. L. J. in W. Ehe wir die Beschreibung des von Ihnen gewünschten Gegenstandes im Bazar erscheinen lassen können, bitten wir Sie, uns die Sache genauer, vielleicht mit einem allgemeiner bekannten Ausdruck zu bezeichnen. Das von Ihnen gebrauchte Wort ist uns gänzlich unbekannt. Die Gewährung Ihrer andern Bitte können wir Ihnen nicht versprechen.

Comtesse M. v. S. aus B. Wir rathen Ihnen, einen Arzt zu fragen. Briefe und Anfragen werden frankirt erbeten.

Fr. K. J. in S. Hr. Professor Dr. Runge in Oranienburg wird Ihnen darüber Auskunft geben können, falls Sie mit Ihrer Frage sich an ihn wenden.

Fr. N. auf D. bei S. Ihr Wunsch soll berücksichtigt werden, doch können wir die Zeit zu dessen Erfüllung noch nicht bestimmen.

Fr. S. v. W. in L. Die Uebersetzung ist gelungen, und Sie haben alle Urtheile, Ihr Studium fortzusetzen.

Eine Abonnentin in K-th. Erneutes Bleichen und fortgesetzte sorgfältige Behandlung in der Wäsche verbessert die Fehler des ersten Bleichens bedeutend, und würden wir Ihnen jedenfalls mehr zu diesem langsameren Mittel rathen, als zur Anwendung scharfer Substanzen, in deren Gebrauch allzu leicht Mißgriffe geschehen können, die für die Wäsche von nachtheiligen Folgen sind.

Fr. A. L. in B. Die begehrten Buchstaben finden Sie auf den im März und Juni d. J. erschienenen Supplementen.

Fr. M. B. in K. So bald als möglich.

Herrn C. N. in L. Für Comp. müssen wir danken.

Mehre Abonnentinnen in L. bei D. Seite 218 des Bazar enthält ein Muster zur Tischdecke in Häfelarbeit, Seite 219 Vorle und Gespud dazu. Wir hoffen, daß diese Dessins Ihren Wünschen entsprechen, denn schwerlich dürften Sie in der nächsten Zeit abermals ein Muster zu gleichem Zweck in gleicher Arbeit durch den Bazar zu erwarten haben. Im Jahrgang 1858 Nr. 22 und 26 finden Sie ein größeres, brillanteres Dessin zur Tischdecke.

Fr. C. v. Dr. in M. B. in M. Die gebäfelten Körbe können Sie bei jedem geschickten Korbmacher formen und lackiren lassen, wie wir dies bereits bei Gelegenheit derartiger Arbeiten erwähnt; mit den gebäfelten Blumen jedoch ist dies eine andere Sache, da zugleich mit dem Weimen den Blumen die Gestalt gegeben werden muß, und gerade bei der Zubereitung der Arbeit, dem Wadren, die bildende Hand der geschickten Arbeiterin sehr viel zum Gelingen des Werkes thun kann. Ihre übrigen Fragen sind bereits auf directem Wege beantwortet.

Fr. D. v. J. in S. Die Erzählung: In der heiligen Christi-

nacht, von Sophie Verena, ist in Nr. 37 des Bazar, Jahrgang 1857, enthalten. Da Sie an den gemüthvollen Schilderungen dieser Schriftstellerin Gefallen zu finden scheinen, so es für Sie Interesse haben, zu erfahren, daß ein neues Werk von Sophie Verena: Ein Sohn des Südens, in 2 Bänden (bei Costenoble in Leipzig) so eben erschienen ist, in welchem die Verfasserin alle jene schönen Eigenschaften, durch die sie bisher die Gunst der weiblichen Lesewelt erworben, wiederholt bethätigt. Wir meinen damit Innerlichkeit der Beobachtung, Lebendigkeit und Wärme der Schilderungen, Zartheit in Beschreibung der Stoffe, echt weibliche Milde und gereifte Lebensanschauung. Es ist also nicht zu bezweifeln, daß „Der Sohn des Südens“ Ihnen und allen denen, welche das Buch lesen, Stunden der reinen, unverflümmerten Genusses gewähren werde.

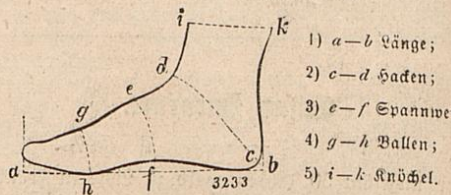
Fr. B. auf L. bei Sch. Wenn Sie uns Ihre vollständige Adresse zukommen lassen, werden wir Ihnen das Begehrte direct übersenden.

Fr. W. D. in St. W. Wohl möglich, daß Ihre Composition Aufnahme im Bazar findet. Sollte es jedoch nicht der Fall sein, so erlassen Sie uns natürlicherweise die Rücksendung.

Fr. Gr. v. D. auf C. bei G. Wir müssen es bedauern, Commissionen ferner nicht übernehmen zu können. — So weit es möglich war, haben wir uns früher in dieser Beziehung gern gelassen gezeigt; nachdem aber die Zahl unserer Abonnentinnen an nahe an 50,000 gestiegen ist, haben auch diese „Commissionen“ in einem Grade zugenommen, daß die Ausführung derselben im Bereich der Unmöglichkeit liegt.

Uebrigens bedürfen Sie im vorliegenden Falle unserer Vermittelung gar nicht, und haben Sie nur nöthig, einer renommirten Buchfabrik in Paris, Berlin oder Wien ein genaues Maß des Fußes einzusenden, und geben wir zu Ihrem und unserer übrigen Abonnentinnen Nutzen nachfolgend eine

Anleitung zum Maßnehmen.



(Eine der bedeutenderen Schuhfabriken in Berlin ist die von Behlenhoff u. Comp. (zur Flora) Jerusalemstraße Nr. 20.)

Bekanntmachung.

Die letzten Lieferungen der von der Administration des Bazar herausgegebenen Schnittmuster-Zeitung: „Pariser Modelle“ zur Selbstanfertigung der gesammten Damen-Garderobe etc. enthalten folgende Schnittmuster:

Fig. 16. Gohc glatte Kleidertaille für ein Mädchen von 14 bis 16 Jahren. — Mantille Veronica, zu einem Kleide von gleichem Stoff.

Fig. 17. Ausgeschnittene krause Taille mit kurzem Ärmel und breitenförmigem Kragen. — Mantille für ein Mädchen von 10 bis 12 Jahren. — Edig ausgeschnittenes Chemiset (russisches Hemdchen).

Fig. 18. Glatte Ueberrock-Taille, für eine starke Figur. — Jäckchen für Knaben von 4 bis 6 Jahren. — Unterlich-Keibchen mit Silderei, zum Jäckchen gehörig.

Fig. 19. Gohc krause Kleidertaille mit ausgeschnittenem Futter und weitem, offenem Ärmel. — Mantille Marie-Antoinette von weißem flaren Stoff, für Mädchen von 11 bis 13 Jahren.

Fig. 20. Jäckchen für einen Knaben von 11—13 Jahren. — Weste, zum Jäckchen gehörig. — Beintleid, zu Jäckchen und Weste gehörig (Watrosen-Anzug). — Hohes trautes Hüu oder Taillenstück, zu ausgeschnittenen Kleidertailen zu tragen.

Fig. 21. Basquine (Casaque longue) von weißem Pique, mit rother Borle und weißem Soutache-Decor.

Bestellungen auf die „Pariser Modelle“ übernehmen sämmtliche Buchhandlungen und Post-Kemter zum Preise von 15 Egr. pro Quartal.

Die Administration des Bazar.

Die Moden der Männer von Sonst und Jetzt.



1820: Frisur „à la Giraffe“.

1859: Frisur „à la Wahnsinn“.